

2. Jahrgang. • Heft 12. • März 1904.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.
Einzelne Hefte Mark 1,25



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.S., entgegen.
Postzeitungsliste Nr. 5899.

Bäuerliche Verhältnisse in Oberschlesien im 17. Jahrhundert.

Von

Dr. E. Zivier, Pleß.

Bekannt ist, daß in Schlesien zur Zeit, als auf dieses Land der erste Lichtstrahl der Geschichte fiel, der ganze Grund und Boden, abgesehen von den mehr oder weniger ausgedehnten Besitzungen einzelner Adliger und der Kirche, als Alleineigentum des Herzogs betrachtet wurde. Ja selbst bezüglich der adligen Güter ist ein Teil der Gelehrten der Ansicht, daß sie ursprünglich Eigentum des Herzogs gewesen sind und erst von diesem an den Adel und die Ritterschaft geschenkt worden sind. Daß die Kirche in den Besitz ihrer Ländereien durch Schenkungen oder Vermächtnisse gekommen ist, und zwar erst nach Einführung des Christentums, und somit erst nach der Begründung der herzoglichen Macht durch die Pfaffen gelangt sein kann, ist selbstverständlich. Der Bauer, ob er auf einem Domanalgute des Herzogs oder einem Landgute eines Adligen oder Ritters saß, war seiner Person nach so sehr von der Willkür seines Herrn abhängig, die Scholle, die er inne hatte, mit so vielen und verschiedenen Lasten behaftet, daß von einem Eigentum des Bauers an dem von ihm bestellten Boden, obwohl dieser tatsächlich mitsamt den Lasten und Diensten sich von Vater auf Sohn fortzuerben pflegte, keine Rede sein kann.

Man nimmt verschiedene Abstufungen des Landvolkes in der ältesten Zeit Schlesiens an, je nach dem größeren und geringeren Maße von persönlicher Freiheit, das ihm zukam, und nach dem Anrecht, das er auf den Boden hatte, auf dem er saß. Piekosinski¹⁾ teilt die Landbevölkerung (rustici) Polens im Mittelalter — und dasselbe gilt auch für Schlesien — in drei Hauptkategorien ein: in freie (liberi, hospites), an die Scholle gebundene (adscripticii) und in Sklaven (servi, ancillae, familia). Die Freien verfügen über ihre eigene Person, besitzen vollständige Freizügigkeit, haben aber gar keinen Grundbesitz und leben auf fremdem Eigentum als Pächter oder Mieter. Das sind nach der Ansicht Piekosinskis keine Einheimischen, sondern zugewandertes Volk. Die zweite Sorte von Landbewohnern, die an die Scholle gefesselt ist, ist die zahlreichste. Ihre persönliche Freiheit ist insofern beschränkt, als sie ohne Erlaubnis ihres unmittelbaren Herrn die von ihnen innegehabten Stellen nicht verlassen dürfen, daß ihr Herr über die von ihnen besessenen Stellen nach Willkür verfügen, sie von denselben entfernen, sie ihnen wegnehmen darf. — Diese Art von Bevölkerung ist die zahlreichste und nach der Ansicht Piekosinskis die einheimische, die bei der ersten Besiedelung des Landes in den Besitz ihrer Scholle gekommen und in demselben verblieben ist. Die dritte und niedrigste Abstufung besteht aus Sklaven im wahren Sinne des Wortes. Es sind dies entweder Kriegsgefangene oder gekaufte Sklaven, die vollständiges Eigentum ihrer Herren sind. Rachfahl²⁾ teilt die Landbevölkerung Polens bzw. Schlesiens in ältester Zeit in a) Opolebauern, b) Naroczniczy, c) decimi und unterscheidet neben diesen angesiedelten herzoglichen Hörigen als letzte Klasse der niederen Bevölkerung die Privatsklaven (servi et ancillae). Die Opolebauern bildeten den größten Teil der niederen ländlichen Bevölkerung und kommen in den Quellen unter dem Namen von rustici, adscripti, adscripticii, possessores, hoeredes, später auch kmeten vor. In den Zustand der Hörigkeit gerieten sie, als der Herzog seiner neu entstandenen Gewalt sie unterwarf. Sie hatten kein Eigentum, sondern nur den allen westslawischen Ländern eigentümlichen lassitischen Besitz, welcher ihnen gegen gewisse einseitig vom Herzoge bestimmte Abgaben und Dienste — das sogenannte ius polonicum — eine hinsichtlich der Zeitdauer ganz in das Belieben des Herzogs gestellte Nutzung des von ihnen bebauten Ackers verlieh. Sie hatten kein Erbrecht an dem Grundstück, das sie inne hatten, sie waren vielmehr erblich an dasselbe gefesselt. Die Naroczniczy waren besondere zu den Dienstleistungen für die in der Burg wohnenden Ritter

¹⁾ Fr. Piekosinski. Ludność wieśniacza w Polsce. Krakau 1896, S. 17. ff.

²⁾ F. Rachfahl Die Organisation der Gesamtstaatsverwaltung Schlesiens vor dem dreißigjährigen Kriege. Leipzig 1894, S. 25. ff.

angestellte Personen, welche kleine Grundstücke rings um das Kastell zu ihrer Ernährung erhielten, mitunter so, daß alle, welchen eine gleiche Funktion oblag, in einem einzelnen Dorfe zusammensaßen.¹⁾ Die decimi waren kriegsgefangene Sklaven, welche durch die Pfaffen zur Urbarmachung des noch wenig bebauten Landes, immer je zehn in einem Dorfe, angesiedelt wurden. Die Insassen eines solchen Dorfes hießen daher decimi und zehn solcher Dörfer wurden eine centuria genannt. Diese Institution verfiel um das Ende des 12. Jahrhunderts.

Daß die Rubrizierungen Piekostínskis oder Rachsahls, wie auch die Einteilungen, die andere Gelehrte versucht haben, die ständischen Verhältnisse der ältesten Zeit, wie sie in Polen unter der Landbevölkerung geherrscht haben, vollständig aufklären, wird wohl niemand behaupten. Darüber ist aber kein Zweifel, daß das Landvolk in seinem bei weitem größten Teile aus Hörigen bestand, die an die bearbeitete Scholle gebunden, dem Herzog oder dem Adligen, wenn dieser der Grundherr war,²⁾ für das Überlassen derselben zu Abgaben in Naturalien und zu verschiedenen Naturaldiensten verpflichtet war.

Die Kolonisation Schlesiens durch Deutsche im 13. und 14. Jahrhundert verschaffte dem deutschen Recht Eingang in Polen und Schlesien. Die nach deutschem Recht angelegten Dörfer, oder auch alte polnische Dörfer, denen dieses Recht verliehen worden war, kannten die besonderen Lasten des *ius polonicum* nicht. Die Inhaber der Rustikalstellen waren hier zu bestimmten Abgaben verpflichtet, zu einem Erbzins, der sie zu erblicher Nutzung der verliehenen Scholle berechtigte, ihnen aber dennoch kein eigentliches Eigentum an derselben verlieh. An der Spitze einer solchen Siedelung stand der Scholze, dessen Land von dem Erbzins gewöhnlich frei war. Neben dem Erbzins finden wir auch die deutschen Ansiedler zu Dienstleistungen für die Herrschaft verpflichtet, und es bleibt entweder die Annahme, daß diese Dienste neben dem Erbzins bald bei der Ansiedelung ausgemacht worden waren, oder daß die Grundherren sich dieselben mit der Zeit usurpiert haben. Vermutlich ist das eine wie das andere vorgekommen. Im Laufe der Zeit wurde, teils dadurch, daß auch die alten polnischen Dörfer von den drückendsten Lasten des *ius polonicum*, die nicht mehr zeitgemäß

¹⁾ So lassen sich die Namen einzelner Ortschaften aus dem Berufe der sie bewohnenden Bevölkerung herleiten; Scheitnig, polnisch *tzczytniki* = Schildmacher, Piekary = Bäcker und ähnl.

²⁾ Die Grundherrlichkeit der Adligen kam zur Entwicklung erst während des 14. und 15. Jahrhunderts, als die Gutsbesitzer zu den Privatrechten, die ihnen der Grundbesitz verlieh, eine große Anzahl öffentlich rechtlicher Befugnisse, wie die Gerichtsbarkeit, Polizeigewalt u. s. w. erwarben.

waren, allmählich befreit, teils dadurch, daß auch den nach deutschem Recht Angefiedelten ihre Rechte verkümmert wurden, das Verhältnis des Bauern zum Grundherrn im ganzen Lande einheitlicher, und schon im 16. Jahrhundert bestand, wenigstens in Oberschlesien, die ganze Landbevölkerung, soweit sie angefessen war, aus Hörigen, die an die Scholle gebunden waren und die für das Recht der erblichen Nutznießung, welches ihnen an der Rustikalstelle gewährt wurde, außer dem Erbzins, der im Felde entrichtet wurde, zu verschiedenen Naturalabgaben, wie Lieferung von Eiern, Hühnern u. s. w. und zu Dienstleistungen, zur Hofarbeit oder zur Robot, wie man hier zu sagen pflegte, verpflichtet waren.

Eine sogenannte Konstitution, welche der Standesherr von Pleß im Jahre 1680 für seine Kammeruntertanen erlassen und die weiter unten in ihrem vollen Wortlaut in deutscher Übersetzung (das Original ist polnisch) gebracht wird, gewährt uns einen tiefen Einblick in die bäuerlichen Verhältnisse in Oberschlesien im 17. Jahrhundert. Was hier für die Standesherrschaft Pleß bestimmt wird, kann ebenso gut als für jede andere Gegend Oberschlesiens geltend angenommen werden. Die sogenannte Konstitution, die allerdings auch die nach dem dreißigjährigen Krieg allerwärts sehr stark zurückgegangene Moral und Sittlichkeit der Untertanen ins Auge faßt, hat in der Hauptsache den Zweck, die Verhältnisse der Kammeruntertanen, d. h. der Bauern, die auf den Kammergütern des Standesherrn wohnten, in fiskalischem Interesse der Herrschaft zu regeln bezw. neu zu präzisieren. Sie ist einseitig von den Beamten des Standesherrn ausgearbeitet und von diesem ohne Anhören der Untertanen nach eigenem Gutdünken erlassen.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts zählte die Standesherrschaft Pleß, — wie aus den Urbarien dieser Zeit hervorgeht —, soweit sie in unmittelbarem Besitz des Herrn von Pleß sich befand, auf 46 Dörfern und 14 Vorwerken 620 robotsame, d. h. zu frohndiensten verpflichtete Bauern, 219 robotsame Gärtner und 367 ebensolche Häusler, 19 freischolzen, 22 Kretschmer und freikretschmer, 26 freibauern und 5 freigärtner, zusammen 1288 Rustikalstellen. Außerdem waren 216 städtische Bürgerstellen in den Städten Berun, Nicolai und Pleß und 16 Kirchlehen vorhanden. Die freischolzen, freikretschmer, freibauern und freigärtner waren von den gewöhnlichen Robotten, den Hofarbeiten zu Gunsten der Herrschaft, befreit und waren außer dem Erbzins, den sie von ihren Stellen zu zahlen hatten, zu direkten Dienstleistungen nur in wichtigeren Fällen verpflichtet, so bei dem Ausbessern eines Hauptteiches oder Grabens und bei dem Ablassen eines Hauptteiches, in welchem Falle die Scholzen und Kretschmer die fische zu sortieren und zu zählen, also eine gewisse Aufsicht auszuüben hatten. Die freischolzen verdankten ihre Exemption von den Hofdiensten ihren

alten Privilegien, die aus der Zeit stammten, als die Dörfer zu deutschem Recht ausgesetzt wurden. Die Freibauern und Freigärtner hatten sich ihre Freiheit von den Robotten entweder durch einmalige Zahlung einer größeren Summe, gewöhnlich 100 Taler, oder einer jährlichen Extraabgabe erkauft. So sehen wir z. B. aus einer Urkunde von 1681, daß der Bauer Andreas Danielczyk „der Hofarbeit erimiert worden“, wofür er 6 floren Rheinisch jährlich zu entrichten hat. Im Jahre 1597 bekennt Abraham von Promnitz, Freiherr auf Pleß, daß sein lieber Getreuer der „erbtstame“ Mathis Perdzjwolek zu Mezerzitz ihm 100 Taler, jeden zu 36 Groschen, geliehen, die er in seinem Rentamt erlegt, und daß der Freiherr ihn dafür aller Hofroboten, die er „neben seinen andern Mitnachbarn zu tun schuldig“, befreie, so lange er oder seine Erben ihm oder seinen Erben diese 100 Taler, jedoch ohne alle Interessen, hinwiederum erlegen und zustellen werde“. Die Zahl solcher Freibauern mehrte sich allerdings im Laufe der Zeit, blieb aber immer verschwindend im Verhältnis zur Anzahl der robotsamen Hörigen. Die Art der Dienstleistungen, zu denen die Landbevölkerung dieser Zeit von der Herrschaft angehalten wurde, unterscheidet sich, wie die „Konstitution“ von 1680 zeigt, ganz bedeutend von den durch das alte polnische Recht bedingten. Ihre Umwandlung fand, abgesehen von dem Erlaß einzelner Pflichten des *ius polonicum* bei der Aussetzung eines Dorfes nach deutschem Recht, in gleichem Schritt mit der Wandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse statt. Je mehr der Ackerbau sich einbürgerte, um im Laufe der Zeit der Hauptzweig der ganzen Volkswirtschaft zu werden, desto mehr nahmen auch die Frohnden der Hörigen den Charakter von landwirtschaftlichen Dienstleistungen an. Es darf kaum angenommen werden, wenigstens scheint nichts eine solche Annahme zu begründen, daß dem Anpassen der Dienstleistungen den immer neuen wirtschaftlichen Verhältnissen zwischen dem Grundherrschaft und seinen Hörigen immer neue Abmachungen vorangegangen waren, durch welche die alten Verpflichtungen abgelöst und durch neue ersetzt worden sind. Die Wendung vollzog sich vielmehr immer stillschweigend durch die tatsächliche Änderung, welche die wirtschaftlichen Verhältnisse erfahren hatten. Wie z. B. durch das Aussterben des Bibers in Schlesiens die mit der Jagd auf denselben zusammenhängenden Dienste von selbst aufhörten, so wurde andererseits bei der Entwicklung der Landwirtschaft und der Zunahme der herrschaftlichen Vorwerke der Hörige auch ohne weiteres und ohne daß von ihm eine besondere Zustimmung hierzu eingeholt wurde, intensiver zu landwirtschaftlichen Dienstleistungen angehalten. Wie § 15 und § 14 der Konstitution von 1680 jedoch zeigen, waren die mit dem Jagdregal des Grundherrn zusammenhängenden Dienstverpflichtungen, die im 13. und 14. Jahrhundert

mit außerordentlicher Schwere die Landbevölkerung belasteten, auch im 17. Jahrhundert nicht gänzlich aufgehoben, nur den neuen Verhältnissen und der neuen Art zu jagen angepaßt worden und, wenn sie den größten Teil ihres alten Druckes verloren hatten, so lag dies gleichfalls nur an einer für die Untertanen günstigeren Entwicklung des Jagdwesens. Es ist natürlich, daß noch später mit der Ausrottung des Wolfes die Verpflichtung des Bauern, auf die Wolfsjagd zu gehen, wiederum von selbst illusorisch werden mußte. Im großen und ganzen finden wir im 17. Jahrhundert zwischen dem Untertan und dem Grundherrschaft ein Verhältnis, wie es zum größten Teil bis zur Ablösung der Reallasten in Oberschlesien in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fortgedauert und wie es sich übrigens schon vor dem 17. und zwar besonders im Laufe des 16. Jahrhunderts herausgebildet hatte. Die Untertanen waren dazu da, um dem Grundherrschaft durch ihre Arbeitskraft seine Güter rentabel zu machen. Begnügte sich der Grundherr nur mit einer landwirtschaftlichen Ausbeutung seines Besitzes, dann hatten die Untertanen nur speziell landwirtschaftliche Dienste zu leisten, trieb er auch Fischzucht, so mußten sie auch hierzu ihre Arbeit hergeben u. s. w. Die einzelnen Arbeiten wurden, wie aus § 42 zu ersehen ist, am Sonnabend für die ganze Woche im voraus bestimmt. Für die öffentliche Sicherheit und das Wohlergehen der Untertanen wurde in einer jener Zeit entsprechenden patriarchalischen Weise gesorgt, wobei uns Modernen besonders das hohe Maß und die Grausamkeit der Strafen auffällt, die für verschiedene Vergehen angeordnet wurden. Jedoch entsprach dies der rechtlichen Anschauung und dem Mangel an Empfindsamkeit jener Zeit überhaupt. Wer z. B. bei einer Feuersbrunst, trotz einer an ihn ergangenen Aufforderung, keine Hilfe leistete, wurde zur Strafe nicht nur ins Gefängnis gesteckt, sondern dreimal an einer tiefen Stelle ins Wasser geworfen. Für unbefugtes Fischen in einem herrschaftlichen Wasser wurde der Bauer an den auf dem Rücken zusammengebundenen Händen an einem Seil auf den Galgen gezogen und schnell heruntergelassen u. s. w. Nicht so sehr von einer Fürsorge für den Bauern und der Absicht, daß dieser die erwünschte Labung nicht entbehre, als von einer Rücksicht auf das ärarische Interesse des Grundherrn zeugt die Bestimmung (§ 13), daß der Kretschmer bei vier Mark Strafe dafür zu sorgen habe, daß er immer mit Bier- und Schnapsvorrat versehen sei; mußte doch der Schenker seine Getränke aus der herrschaftlichen Brauerei und Brennerei entnehmen, und stand für das Trinken fremder Spirituosen oder das Besuchen auswärtiger Kneipen eine Geldstrafe von zwei Mark oder für den Unvermögenden zwei Dutzend Stockhiebe. Auf Familienfestlichkeiten der Untertanen wurde jedoch augenscheinlich große Rücksicht genommen, indem bei vorkommenden Hochzeiten,

Kindtaufen und Begräbnissen den Beteiligten drei Tage an der Hofarbeit erlassen wurden; für Kirmeß und Fasching wurden nur je ein Tag freigegeben. Auffallend ist diese letzte Bestimmung in Vergleich mit einer von Heinrich von Promnitz, Freiherrn von Pleß, für Ober-Leppersdorf (bei Landeshut, Schlesien) 1892 erlassenen Gerichtsordnung, welche der Gefelligkeit der Untertanen nicht nur nicht in diesem Maße Rechnung trägt, sondern jede Regung von Frohsinn zu unterdrücken scheint. So verbietet diese sogenannte Gerichtsordnung nicht nur jedes Karten- und Würfelspiel, sondern auch die bekannten Roken- und Lichtengänge. „Hierunter — heißt es weiter — ist auch zu verstehen das Kegelspiel, welches an keinem anderen Orte, als wo gnädiger Herrschaft Bier geschenkt wird“, gestattet ist. Die Leppersdorfer Gerichtsordnung verbietet dann weiter „alles leichtfertige, üppige Tanzen“ und an Sonntagen jedes Tanzen und Spiel überhaupt. Die für Pleß erlassene Konstitution von 1680 erwähnt den Tanz nicht. Ist den Pleßer Untertanen von der hohen Obrigkeit dieses gestattet worden oder hat der ober-schlesische Bauer diesem Vergnügen überhaupt nicht gefröhnt? Daß die schweren Robotdienste und die gedrückte abhängige Stellung dem Hörigen die Lebenslust nicht genommen hat, sehen wir ja daraus, daß die bäuerliche Jugend übermütig genug war, um auf nächtllichem Nachhausewege dem einen oder dem andern der Nachbarn den Zaun einzureißen oder sonstigen Schabernack zu verursachen. Solcher Frevel scheint auch nicht streng geahndet worden zu sein (siehe § 48). Möge jedoch die sehr interessante Konstitution in ihrem vollen Wortlaute folgen.

Balthasar Erdmanns Grafen von Promnitz Konstitution
für die Kammeruntertanen der Standesherrschaft Pleß
d. d. 1. Juni 1680.

Ich Balthasar Erdmann des heiligen Römischen Reichs Graf von Promnitz, freier Standesherr auf Pleß, Sorau, Triebel und Naumburg, gebe allen meinen Amtleuten, Vögten, Ältesten, Geschworenen, Hofleuten und Kammeruntertanen — in anbetracht dessen, daß in meinen Dörfern dieser Pleßer Standesherrschaft große Unordnung geherrscht hat, durch welche meine Wirtschaft häufig Schaden gelitten, und damit solchem vorgebeugt werde — folgende Wirtschaftskonstitution gnädig zu wissen, habe dieselbe niederschreiben und verordnen lassen, damit ein jeder sich nach ihr richte.

1. Erstens soll sich ein jeder jeglicher gegen die göttlichen Gebote und christlichen Sitten verstößenden Sünden und Vergehen, alsda sind unflätige Worte, Schimpfreden, Schwören (przysiągania), Zauberei, Schwarzfünstlerei, Götzendienst, Nichtfeiern von Sonn- und feiertagen, Völlerei, Saufen, Spiel, Janf, Schlägerei, desgleichen Unzucht, Ehebruch, Diebstahl,

Betrug und andere ähnliche Exzesse, sich hüten und enthalten. Wer hiergegen sich vergehen sollte, soll von den Amtsleuten und Vögten angezeigt und je nach dem Vergehen bestraft werden.

2. Ein jeder soll der vorgesezten Obrigkeit und der Geistlichkeit die gehörige Devotion und Achtung beweisen, auch den Amtsleuten und Vögten gehorchen, nicht schlecht von ihnen sprechen; und wenn er etwas schlechtes wider seine Obrigkeit hören sollte, so hat er es sofort bekannt zu geben. Ein jeder hat seine Pflicht gehörig zu erfüllen und, was ihm anbefohlen, fleißig zu verrichten, in Summa in allen Angelegenheiten so zu handeln und sich zu benehmen, wie es einem treuen tugendsamen Untertan geziemt.

3. Ein jeder soll zugleich mit Sonnenaufgang mit tauglichem Gefinde, mit Wagen und Vieh zur Robot (na pańskie) anfahren und vor Sonnenuntergang sich nicht entfernen; auch soll ein jeder bei seinem Wagen zwei Stück Vieh haben. Wer nicht erscheinen sollte, soll bestraft werden.

4. Wer nach entlegenen Vorwerken fährt, darf sich mit anderen zusammenspannen, jedoch soll jeder zum Eggen zwei Eggen mitbringen.

5. Wenn Heu oder Getreide gefahren wird, so hat jeder mit einem guten Wagen, zwei Gefinden und zwei Stück Vieh, zur Abfuhr von Fischen mit zwei guten Tonnen anzufahren.

6. Wer Klosterholz aufs Schloß anfährt, ist verpflichtet, in einer Woche zwei Klafter anzufahren.

7. Wenn Eisenerz auf die Schmiedewerke angefahren wird, so hat ein jeder in einer Woche 10 Kübel abzufahren, oder 15 Böhm (czeskich) zu entrichten.

8. Wenn Klosterholz für das Schloß oder die Schmiedewerke gebracht wird, so sind die aus den nahen Dörfern verpflichtet, drei Klafter, von den entfernten zwei Klafter zu liefern.

9. Zur Ernte hat jeder Stelleninhaber (siodlak) für zwei Tage zwei Leute zu stellen, auch soll im Biassowitzer Revier zur Schaffschur ein jeder Stelleninhaber mit zwei Personen erscheinen.

10. Wenn ein Hauptteich oder Graben ausgebeffert wird, so haben sämtliche Kammeruntertanen, die freien und unfreien Scholzen, Müller und Kretschmer (Leute) zu schicken.

11. Wenn die Hauptteiche gefischt werden, so sind die freischolzen und Kretschmer verpflichtet, zur Wache, zum Sortieren, Zählen und Jagen zu kommen.

12. Auch auf den herrschaftlichen Vorwerken haben sie zu wachen oder eine Wache zu stellen und für den Schaden aufzukommen.

13. Die Kretschmer haben sich stets mit Bier und Schnaps zu versorgen. Bei wem zufällig nichts vorgefunden wird, hat zehn Böhm, bei

wem fremdes (d. h. nicht aus der herrschaftlichen Brauerei oder Brennerei herrührendes) Getränk angetroffen wird, vier Mark Strafe zu zahlen.

14. Auf Wölfe sind sie (d. h. alle Kammeruntertanen) so oft es nötig ist, ohne Abbruch für die Robotdienste zu gehen, verpflichtet.

15. Bei jeder Jagd haben taugliche Personen zu erscheinen; wer nicht erscheint, hat einen Knäuel Hanf zu erlegen.

16. Wenn eine Arbeit zu Fuß anbefohlen wird, so haben sie sich gleichfalls mit Sonnenaufgang zu stellen und vor Sonnenuntergang nicht wegzugehen, bei sicherer Strafe für jeden, der nicht erscheinen sollte.

17. Wenn ihnen eine Arbeit zugemessen wird, so haben sie dieselbe nicht irgendwie zu verrichten, sondern in gehöriger Weise, wie wenn sie für sich arbeiten würden.

18. Wenn sie ihre Abgaben an den Landeseinnehmer, den Proviantmeister, den Rentmeister oder Steuererheber abtragen oder abfahren, so hat dies ohne Abbruch für die Robotdienste zu geschehen.

19. An den Dämmen, Ufern und Gräben hat niemand zum Schaden zu weiden; wer dabei betroffen wird, wird bestraft und ihm das Vieh gepfändet.

20. Den Vögten und Ältesten wird es streng anbefohlen, wenn Gemeinderat (gromada) gehalten wird, um diejenigen zu schicken, die nicht sofort erscheinen, und solche in Gegenwart aller zu bestrafen. Auch sollen sie diejenigen, die sich zum Robotdienst nicht stellen, in Abwesenheit des Amtmanns bestrafen.

21. Die Müller sind verpflichtet, auf dem Schlosse und den Vorwerken die Dächer zu decken, bei einer Mark Strafe, wenn einer nicht kommen sollte.

22. Wenn einer infolge eines Vergehens im Gefängnis sitzt und zum Robotdienst nicht erscheinen kann, so hat er einen andern an seiner Stelle zu schicken.

23. Wer eine Hochzeit, eine Taufe oder ein Begräbnis vorhat, dem wird eine halbe Woche am Robotdienst erlassen, aber für die Kirmeß oder Fastnacht nur ein Tag und nicht mehr.

24. Es wird auch den Untertanen anbefohlen, alles, was sie zu mahlen haben, in den herrschaftlichen Mühlen und nicht anderwärts mahlen zu lassen.

25. In einen fremden Kretscham, er sei in hiesiger Herrschaft oder über der Grenze, darf niemand trinken gehen. Wer dabei betroffen wird, soll nicht nur in Ketten oder Bande gelegt werden, sondern auch, wenn er zu bezahlen hat, drei Mark erlegen, wenn er kein Geld hat, zwei Duzend Stockhiebe erhalten.

26. Feuer darf niemand in den Wald mitnehmen und dort kein Holz anzünden; den dabei Betroffenen sollen die Förster bestrafen.

27. Mit einer Büchse darf niemand im Walde oder an den Teichen herumgehen, auch keine Vögel, keine Eier und keine Junge ausheben. Wer dabei erwischt wird, dem wird die Büchse weggenommen und er einer Strafe unterworfen.

28. Niemand darf im Walde Holz fällen oder Zweige abhauen.

29. Bei Hochwasser ist ein jeder, wer er auch sei, verpflichtet, zum Schutze der Teiche, wo Gefahr ist, zu erscheinen.

30. Bei wem, behüte Gott, Feuer ausbricht, hat je nach dem Schaden eine Geldstrafe zu erlegen, und wenn er kein Geld hat, soll er an einem, drei, vier oder zehn Tagen mit dem Stock geschlagen werden.

31. Ein jeder soll bei seinem Hause eine Leiter, einen Haken, Laternen, Kannen, einen ausgepichteten Stroheimer und andere Geräte haben, mit denen er sich gegen das Feuer wehren kann.

32. In der Scheune darf niemand bei einer Fackel dreschen. Wer sich dessen unterstellen sollte, soll einen Tag und eine Nacht lang in dem Fuß- oder Halseisen sitzen.

33. Stroh, Heu, Flach und Hanf darf nicht an Orte gelegt werden, wo man mit Feuer hinkommt. Auch darf man Kinder nicht mit Feuer gehen lassen.

34. Wenn irgend wo Feuer entstehen sollte, so soll jeder zu Hilfe eilen und, wer zur Hilfeleistung aufgefordert, beiseite gehen sollte, der soll vorerst ins Gefängnis gesteckt und nachher dreimal an einer tiefen Stelle ins Wasser geworfen werden.

35. Alle Teiche, Bäche und Gräben sollen in Ruhe gelassen werden, keine Netze oder Angeln auf denselben ausgeworfen, keine Haken zum Fischfang aufgestellt, auch keine Krebse gefangen werden. Wer dabei ertappt wird, der soll nach Pleß gebracht und dort an den am Rücken zusammengebundenen Händen an einem Stricke auf den Galgen gezogen und schnell heruntergelassen werden.

36. Wenn fische von den Teichen gefahren werden, so soll es niemand wagen, einen aus den Tonnen herauszuholen oder auf die Seite zu fahren; es soll vielmehr ein jeder sämtliche fische getreu abliefern.

37. Es soll keiner wagen, dem andern das Gefinde abspenstig zu machen, bei einer Mark Strafe.

38. Auch darf niemand Waisen ohne Erlaubnis der Obrigkeit durchlassen oder nach auswärts führen. Wer dies tun sollte, muß zwei Mark Strafe erlegen und die Waise zurückbringen.

39. Es darf niemand dem andern in dessen Grund und Boden hineinackern oder den Zaun verrücken; Rainen und Grenzen sollen vielmehr ruhig in ihrer Lage gelassen werden. Wer dem zuwider handelt, der soll am Leibe oder Halse gestraft werden.

40. Ras soll an die Brandorte (do żarkow, damit es dort verbrannt wird) abgeführt werden, damit der daraus entstehende Gestank nicht die Luft verpeste.

41. Ein jeder hat seinem Hunde einen Bengel (Holzstück) an den Hals zu hängen, wie ihm der Oberförster oder Waldheger zeigen wird. Ein Hund ohne solchen Knüppel wird erschossen und sein Besitzer muß ein Viertel Hafer geben, wovon die Hälfte für die Obrigkeit und die Hälfte für die Jäger.

42. Laufende Streitigkeiten (bieżne sprawy) hat das Vogtamt (urząd woytowsky) auf dem Dorfe zu richten und auszugleichen; was sie nicht zustande brächten, das sollen sie den Schloßamtleuten (zamkowym) am Sonnabend, wenn die Arbeit verteilt wird, mitteilen.

43. Wo in Walddörfern eine Trift ist, desgleichen in Wäldern, sind diejenigen, die das Vieh treiben, verpflichtet, die Brücken und auch die Wege in Stand zu halten.

44. Weil auch einige Untertanen ihre Felder, Wiesen und Teiche an der Weichsel und anderen Wässern oder flüssen haben, wo durch Viehweiden auf den Ufern großer Schaden verursacht wird, soll ein jeder seinen Grund und Boden behüten, daß er ganz bleibe.

45. In jedem Dorfe hat das Amt (urząd) zu verbieten, daß einer dem andern auf dem Acker, den Wiesen und anderen Feldern weiden lasse und Schaden verursache. Wer sich dessen erdreisten sollte, dessen Vieh soll gepfändet werden und er, nach Erkenntnis, den Schaden ersetzen.

46. Es soll auch kein Untertan wagen, seine Felder, Wiesen oder Teiche ohne Erlaubnis oder Wissen seiner Obrigkeit zu verkaufen, zu verpfänden, zu vertauschen oder zu verschenken.

47. Es sollen auch die Müller nicht wagen, von denen, die ihnen (Getreide) zum Mahlen bringen, mehr als den zwölften Teil von jedem Viertel zu nehmen.

48. Die Vögte und Ältesten haben der Jugend zu verbieten, in der Nacht die nachbarlichen Zäune einzureißen oder irgend einen Schaden zuzufügen.

Actum auf dem Schloß zu Pleß, den 1. Juni 1680.

Beiträge zur Geschichte des Theaters in Neisse.

Von

Vogel, Neisse.

Außerst ungünstig über Land und Leute Oberschlesiens lauten die Berichte der Zeitgenossen des großen Königs, dem es gelungen war, dieses Gebiet nach hartem Kampfe zu erobern. Es gab Leute, welche die Erwerbung dieses Landes für eine unnütze, wertlose Vergrößerung des preussischen Reiches hielten. Dem Volke machte man den Vorwurf, dem Genuß des Branntweins allzu ergeben zu sein; man nannte es faul und bigott und fand seinen Kulturzustand auf einer sehr niedrigen Stufe.

Bis weit in das vorige Jahrhundert hinein finden sich in Schriften und Berichten derartige Klagen. Für einen großen Teil Oberschlesiens aber hatten sie auch in der damaligen Zeit keine Berechtigung. Vor allem gilt dies für jene Landesteile, die erst seit der Neuordnung der preussischen Verwaltung von 1816 zum Regierungsbezirk Opperln, mithin zu Oberschlesien gehören. In ihnen stand der Bildungsgrad der Bevölkerung in keiner Weise hinter dem der anderen preussischen Provinzen zurück.

In Neisse, der einstigen Residenz der Fürstbischöfe von Breslau, der bedeutenden Festung, der großen Garnisonstadt herrschte vor der Besitznahme durch Preußen bereits reges, geistiges Leben. Der häufige Aufenthalt des großen Königs und seiner Nachfolger gab der Bevölkerung neue Anregung und zugleich die Gewähr, daß in den Verhältnissen des Ortes kein Rückschritt eintreten würde. Die Unterhaltungen aller Art, die zu Ehren des Monarchen veranstaltet, die Theatervorstellungen, welche von der mitgebrachten Truppe gegeben wurden, weckten in den Bewohnern den Sinn für solche Aufführungen, und so kommt es, daß Neisse eine der ersten Städte Schlesiens ist, die zunächst regelmäßig von den besseren Wanderbühnen besucht wird und zuerst von den Mittelstädten der Provinz ein eigenes, schönes Theatergebäude sich erbauen läßt.

Theater im heutigen Sinne gab es nirgends im ganzen Mittelalter; alle Schaustellungen dieses Zeitalters standen stets in engem Zusammenhange mit den Kirchenfesten. In Bildern und Wechselreden gelangten die Erzählungen und Gleichnisse der Bibel zur Aufführung. Die Spieler waren Leute aus dem Volke, die Leiter die Geistlichen. Die Tugend und das Laster traten als handelnde Personen auf.¹⁾

¹⁾ Reste von diesen Kirchenspielen haben sich noch bis in unsere Zeit — so in Oberammergau — erhalten.

Nach der Reformationszeit wurden Aufführungen dieser Art häufig an den gelehrten Schulen veranstaltet, und aus derselben Zeit stammen die ältesten Notizen über Theatervorstellungen in Neisse. Bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts führten nämlich die Schüler des dortigen Pfarrgymnasiums bei Schulfeierlichkeiten Komödien auf, so im März des Jahres 1576, nach dem Feste des hl. Gregorius. Die Zuhörer bei dieser Veranstaltung waren die Vorsteher der Schule.¹⁾

Zehn Jahre später gelangte bei der Wiedereröffnung der Studien am 19. Oktober die Komödie: „Herkules am Scheidewege (des Vergnügens und der Tugend)“ zur Darstellung. Diesmal war die Aufführung mit Musikbegleitung und nicht für den engen Kreis der Schule, sondern für die Öffentlichkeit berechnet.²⁾

Natürlich kamen auch in den meisten anderen Jahren dieser Zeit bei den Schulfeiern ähnliche Stücke zur Aufführung; besonders geschah es seit 1587, wo das Pfarrgymnasium eine Reform erhielt, in der es unter anderem heißt:³⁾ „Es wird auch der Rektor der Schule dafür sorgen, daß bei den feierlichen Disputationen Reden oder Gedichte von den Schülern vorgetragen, manchmal Akte oder Komödien aufgeführt . . . werden.“ Die späteren Jahresberichte bringen denn auch gewöhnlich die Bemerkung, daß Komödien von den Schülern oder Schulkollegen dargestellt wurden, doch das aufgeführte Stück erwähnen sie nicht.

Auch an dem seit 1623 bestehenden Jesuitengymnasium,⁴⁾ das trotz der Kriegsunruhen in Blüte stand, fanden ebenfalls und zwar mit „Entfaltung eines gewissen Poms“ jährlich Vorstellungen statt. Andere Kreise, als die der Schule, beteiligten sich während des ganzen 17. Jahrhunderts in Neisse nicht am Theater; der dreißigjährige Krieg mit seinen schrecklichen Folgen verleidete der gesamten Bürgerschaft jedes derartige Vergnügen. In ganz Schlesien aber gab es damals noch keinen besonderen Schauspielerstand; in der Provinzialhauptstadt⁵⁾ verschafften sich Studenten und Handwerksleute

¹⁾ Vgl. Kastner, Geschichte der Stadt Neisse. Erster Teil, dritter Band, S. 95. „Anno domini 1576 mense Martio post festum S. Gregorii habita comoedia et praemisso examine, praesentibus scholae inspectoribus, scholares digno ordine secundum classes sunt dispositi; sub rectoratu Christophori Kirmeseri. Album der Schule.“

²⁾ Vgl. Kastner, a. a. O., S. 107. „Album der Schule: Anno 1586 renovatio studiorum propter expectationem adventus Patrum Societatis Jesu dilata fuit usque ad 19. Octobris diem; quo die in honorem renovationis studiorum publice exhibita est comoedia de Hercule oberrante in bivio voluptatis et virtutis, adhibito musico concentu; sub rectoratu Abrahami Crusii Laubensis.“

³⁾ Vgl. Kastner, a. a. O., S. 111.

⁴⁾ Vgl. Kastner, a. a. O., S. 194.

⁵⁾ Vgl. Topographische Chronik von Breslau. Breslau 1805, S. 584 und Schlesische Provinzialblätter Bd. 28. 1798. Dezember, S. 544 ff. — Bezüglich Breslaus wäre hier und im folgenden noch heranzuziehen. Maximilian Schlesinger, Geschichte des Breslauer Theaters. Sibir.

durch Aufführung von Komödien in Privathäusern zur Fastnachtszeit einen Nebenverdienst. Zuerst begünstigte die Behörde dieses Unternehmen, bis Diebstähle und Trunkenheit der Schüler ein Verbot desselben nötig machte.

Erst nach dem westfälischen Frieden findet man in Deutschland an den Fürstenhöfen Schauspielerbanden. Der Adel, welcher bald den Genuß solcher angenehmen Unterhaltung in den Residenzen schätzen lernte, unterstützte von nun an die Unternehmer, welche an seinen Sätzen spielen wollten. Mit Hilfe des schlesischen Adels,¹⁾ der Grafen v. Schaffgotsch, v. Schlegenberg, Proskau, Frankenberg, Dohna, Kinsky u. a. war es Schauspielern möglich, ihre Vorstellungen öffentlich auch in Breslau zu geben. Seit 1677 fanden dort die Aufführungen in einem besonderen Gebäude statt,²⁾ um 1692 durch die Velheimsche, „später Haaksche Truppe sächsisch-polnischer Hoffschauspieler“; um 1720 kamen Hilferding und Tilly mit dem bekannten Wiener Hanswurst Prehauser von Salzburg, um 1732 spielte eine Prager Gesellschaft und im siebenjährigen Kriege Ackermann mit seinen Leuten.

Obwohl damals nur in Städten, wie Berlin, Breslau, Dresden, Prag, die Bedingungen vorhanden waren, von denen ein günstiger Erfolg für ein Theater abhängig ist, wurde das kleine Weisse bereits 1721 von der Prehauserschen Truppe besucht, die einer Einladung des hier residierenden Bischofs Franz Ludwig,³⁾ des Kurfürsten von Mainz und Trier, in bereitwilligster Weise Folge leistete.

Nach den schlesischen Kriegen weilte wegen Verbesserung der Festungsanlagen und häufigen Truppenbesichtigungen Friedrich II. fast jedes Jahr⁴⁾ einige Tage in Weisse. Bei längerem Aufenthalt des Herrschers war naturgemäß auch für entsprechende Unterhaltung durch Theatervorstellungen gesorgt. Besonders erwähnenswert in dieser Beziehung ist seine Anwesenheit im Jahre 1769. Am 21. August dieses Jahres kam nämlich Friedrich II.⁵⁾ mit dem Kronprinzen, dem Prinzen Heinrich, dem Markgrafen von Anspach u. a. an, um die Regimente zu besichtigen, welche einige Tage später dem Kaiser Joseph II. vorgeführt werden sollten. Dieser traf am 25. August gegen Mittag ein; in seiner Begleitung befanden sich sein Schwager, der Herzog Albert von Teschen, der Feldmarschall Lascy, der General Laudon u. a.

¹⁾ Vgl. Schlesische Provinzialblätter 1857. Bd. 106, S. 5 ff.

²⁾ Dem Ballhause in der Breitenstraße.

³⁾ Schlesische Provinzialblätter 1798. Bd. 28, S. 561, und Dr. C. Grünhagen, Geschichte Schlesiens. Bd. 2, S. 426.

⁴⁾ Vgl. Breslauer Tage-Buch. Juni 1809. S. 84.

⁵⁾ Vgl. Reimann. Die Zusammenkunft Friedrichs II. und Josephs II. in Weisse. Der Philomathie zu Weisse. Breslau.

Der Kaiser nahm Quartier in dem Gasthof zu den drei Kronen am Ringe.¹⁾ In der Wohnung des Königs, der bischöflichen Residenz,²⁾ unterredeten sich die Monarchen am ersten Tage längere Zeit. Abends sollte das Theaterstück besucht werden, das Friedrich zu Ehren seines kaiserlichen Gastes aufführen ließ. „Man spielte im Stalle des Bischofs, der dazu sehr artig eingerichtet war, Opera comique; aber von den fürstlichen Personen kam niemand herein.“³⁾ Dagegen sahen sich die Herrscher mit ihrem Gefolge an den nächsten Abenden regelmäßig die Aufführung an. Besonders gut gefielen den Österreichern die Vorstellungen nicht; jedenfalls fand der Herzog von Teschen die Darstellung „ziemlich schlecht, auch mit der italienischen Oper war er unzufrieden, und es erregte sein Erstaunen, als er sah, daß der König über die schalen Späße der Schauspieler herzlich lachte.“⁴⁾

Auch Friedrichs Nachfolger besuchte bei seiner Anwesenheit in Neisse das Theater. Eine Notiz berichtet darüber folgendermaßen: „König Friedrich Wilhelm kam den 20. August des Jahres 1787 das erste Mal hierher, um Revue über die hier versammelten Truppen zu halten. Denselben Abend speisten Allerhöchstdieselben bei dem Prinzen von Hohenlohe in des letzteren Hause auf der Bischofstraße, wo auch eine Oper zu Ehren des hohen Gastes aufgeführt wurde.“⁵⁾

Für die Zeit des Aufenthaltes der genannten Herrscher dürfte wohl von höherer Stelle aus eine Theatergesellschaft nach Neisse befohlen worden sein; denn beide Termine fallen in den August, wo größere Truppen nur in den Badeorten auftraten. Doch fanden sich Gesellschaften auch freiwillig ein; so verließ z. B. am 8. Juni 1787 die Constantinische Kindertruppe die Stadt, „wo sie fünf Wochen hindurch dramatische Vorstellungen und Ballets mit vielem Beifall gegeben hat.“⁶⁾

Allerdings waren damals nicht viele Direktoren vorhanden, welche die Konzession besaßen, Schauspiele öffentlich aufführen zu dürfen; denn die Konzessionen wurden im 18. Jahrhundert noch als „besonderer Gnadenakt des Königs“ „in der Form von königlichen Theaterprivilegien nur in beschränkter Zahl“ erteilt.⁷⁾ Für Schlesien ist von Wichtigkeit, daß nach

¹⁾ Heute Liebigs Hotel.

²⁾ Heute Gerichtsgebäude, Bischofstraße.

³⁾ Vgl. Krause, Bericht eines Augenzengen über die Zusammenkunft Friedrichs des Großen und Josephs II. in Neisse 1769. Progr. des Altstädt. Gymnasiums in Königsberg i. Pr. Ostern 1902. S. 22 ff.

⁴⁾ Vgl. Reimann, a. a. O., S. 14 ff.

⁵⁾ Vgl. Neisser Wochenschrift, Bd. VIII, S. 2722.

⁶⁾ Vgl. Schlesische Provinzialblätter, Bd. 5, S. 554. — Am 17. Juni begann dieselbe Truppe ihre Vorstellungen in Groß-Glogau.

⁷⁾ Vgl. Dr. Nentwig, Geschichte des Reichsgräfl. Theaters zu Warmbrunn. W. 1896.

dem Jahre 1764 die königliche Generalkonzession „für den größten Teil Schlesiens“ mit Ausnahme von Breslau,¹⁾ „die Truppe des alten Johann Gottfried Vogt“ erhielt. Ihr Auftreten in Neiße ist mit Sicherheit anzunehmen, da die Provinzialhauptstadt ihr verschlossen war und sonst nur wenige Städte mehr Einwohner zählten.²⁾

Durch Friedrichs II. Gunst hatte die ehrwürdige Bischofsstadt einen gewissen Wohlstand erlangt. Zum Umbau schlechter Häuser wurden ihr mehrmals vom Könige Geldsummen geschenkt. Verschiedene Behörden,³⁾ wie „die Oberschlesische Provinzial-Accise und Zolldirektion, ein Kreissteueramt, eine filial-Salzfactorei, ein Proviantamt u. s. w.“, mußten ihren Sitz dahin verlegen. „Die hochfürstlich-bischöfliche Regierung, das Hofrichteramt, Wirtschaftsamt und Oberrentamt“ befanden sich bereits am Orte. Durch alle diese Behörden mit ihrem Heer von Beamten und durch die zahlreiche Garnison war ein reger Besuch von Schauspielen von vornherein gesichert. Und den ersten Zweck des Spielens bildete doch immer der Erwerb; der war aber in Neiße größer als in den kleineren Städten.

Die Zeit der ständigen Gesellschaften.

Am Ende des 18. Jahrhunderts gewöhnten sich diejenigen Wanderbühnen, welche einen guten Ruf besaßen, allmählich an bestimmte Städte und hielten sich in denselben jährlich einige Monate auf, meistens im Winter. Mit der Vogt'schen Gesellschaft traten andere in Konkurrenz. Die unruhigen Zeiten des ersten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts, der unselige Krieg von 1806 und 1807, die Belagerung von Neiße haben allerdings dem Auftreten von Schauspielern große Schwierigkeiten entgegengesetzt; aber während noch der Kampf in Schlesien wütete, sind bereits regelmäßig in Neiße auftretende Gesellschaften nachweisbar. Im Sommer des Jahres 1815 nämlich versuchte

Butenop, Karl Heinrich,

welcher schon seit Anfang des Jahrhunderts an der Spitze einer Truppe und seit 1810 nur in „schlesischen Orten“, wie Liegnitz, Brieg und Glatz

¹⁾ In Breslau spielte zu dieser Zeit die Schuch'sche, dann die Wäser'sche Schauspielergesellschaft. Vgl. Schlesiensche Provinzialblätter, Bd. 28, S. 562.

²⁾ Die Einwohnerzahl Neißes betrug bei Beginn des 19. Jahrhunderts kaum 6000 (ohne Garnison), vgl. Breslauer Tage-Buch, a. a. O., S. 85. Breslau zählte am Schluß des 18. Jahrhunderts 60 000, und nur Glogau, Görlitz, Schweidnitz über 8000. Östlich der Neiße gab es keine Stadt mit 3000 Seelen. Vgl. Prof. Dr. J. Partsch, Schlesien an der Schwelle und am Ausgange des XIX. Jahrhunderts. Festrede an der Jahrhundertfeier der Schlesienschen Gesellschaft für vaterländische Kultur am 17. Dezember 1905.

³⁾ Vgl. Breslauer Tage-Buch, a. a. O., S. 84.

gespielt hatte, auch in Schweidnitz¹⁾ auftreten zu dürfen. Doch dem Minister von Hardenberg war die Lage zu ernst, als daß er Butenop das Spiel gestattet hätte. Dieser aber ließ sich nicht so leicht abweisen und reichte Beschwerde gegen die Entscheidung bei dem Oberpräsidenten von Schlesien ein. Allerdings erlangte er nicht die Erlaubnis für Schweidnitz, aber dafür wurde ihm die Berechtigung zuerkannt, weiter ab vom Kriegsschauplatze, in „Neisse, Leobschütz, Ratibor und Neustadt“, sofort theatralische Vorstellungen zu geben.

In Neisse scheint es ihm gut gegangen zu sein, jedenfalls berichten die Zeitungen nur Günstiges über seine Leute. Zwei Wohltätigkeitsvorstellungen, die er hier „zum Besten des Militärlazarets“²⁾ gab und welche nahe an hundert Talern einbrachten, erwarben ihm noch besonders die Zuneigung des Publikums. So lange die Vogt'sche Gesellschaft des Krieges wegen von Schlesien fern blieb, erhielt Butenop noch weitere Konzessionen. Während dieser Zeit spielte er öfters in Neisse. Später aber wurde er von Vogt verdrängt und bereiste mit seinen Leuten die Bäder der Grafschaft Glatz. Nach seinem Tode übernahm die Truppe sein Sohn, der später, so auch in den Jahren 1840 bis 1844, mit einer Schauspiel- und Operettengesellschaft einigemal wiederkehrte.

Die Vogt'sche Gesellschaft.³⁾

Die älteste, größere Truppe, welche in Neisse auftritt, ist die Vogt'sche. Ihre Aufführungen erlitten durch die Kämpfe in den ersten Jahren des 19. Jahrhundert unangenehme Unterbrechungen. Der Krieg von 1813 zwang sie, sogar Schlesien zu verlassen und in Troppau günstigere Zeiten abzuwarten. Nach den Befreiungskriegen kam sie wieder jährlich nach Neisse. Das Geschäft ging flott; die Ruhe des Friedens begünstigte den Besuch der Vorstellungen, und das Publikum zeigte damals große Vorliebe für das Theater. Zwei tüchtige Schauspieler, die Inhaber des Privilegs, standen an der Spitze. Nach ihnen hieß die Truppe „die königlich privilegierte Vogt und Groche'sche Gesellschaft“. Ihre Hauptstütze scheint schon vor 1820 Groche gewesen zu sein. Jedenfalls wurde er stets als tüchtiger Schauspieler gelobt. Den übrigen Mitgliedern ging er „mit Fleiß und Studium rühmlichst“ voran. Vogt dagegen trat infolge seiner zerrütteten Gesundheit immer mehr zurück. Die ganze Gesellschaft wurde durchweg als gut gepriesen. Mit Beginn der zwanziger Jahre erfolgte jedoch ein Umschwung. Die Truppe verlor viele gute Mitglieder, Neulinge traten dafür ein, an welche die Leitung keine hohe Ansprüche stellen durfte. In kleinen

¹⁾ S. Wentwig, a. a. O., S. 45.

²⁾ S. Wentwig, a. a. O., S. 45.

³⁾ Vgl. die entsprechenden Jahrgänge der „Neisser Wochenchrift“.

Schau- und Lustspielen (so bei den Müllner'schen Sachen und einigen von Kotzebue) war die Darstellung noch erträglich; aber die Aufführung von Opern mißlang stets. Die Leistungen bei Tragödien wurden nur als Pfluschkwerk bezeichnet. Als die Direktion immer wieder Stücke brachte, welche nur auf größeren Bühnen Erfolg haben konnten, ging das gebildete Publikum und besonders die Rezensenten mit den Darstellern hart ins Gericht. Aber von einer Änderung war nichts zu merken; ja es wurden schließlich zweideutige Stücke aufgeführt. Infolgedessen blieb das Theater von nun an leer, so daß die Gesellschaft bald fortgehen mußte. Ihr Ruf war für einige Zeit dahin; wenigstens durfte sie in den nächsten zwei Jahren Neisse nicht wieder besuchen. Vogt grollte deshalb sehr und suchte seinen Nachfolger auf jede mögliche Weise zu verdächtigen. So behauptete er z. B. von Brieg aus, daß „der Theaterdirektor Keder die Musik zum freischütz von ihm abgeschrieben habe“. Dies konnte Keder aber als unwahre Behauptung nachweisen.

In den Wintern 1826 und 1827 hatte Vogt doch wieder den Mut, in Neisse aufzutreten. Das Publikum war aber mit den Leistungen immer noch unzufrieden. Es hieß sogar, „daß die dramatischen Produktionen . . . mehr geeignet seien, den Geschmack des Publikums an derartigen Erholungen zu unterdrücken, als zu erheben“. — Jedenfalls kam in den Jahren 1828 und 1829 ein anderer Direktor.

Die zwei Jahre ihrer Abwesenheit benützte nun die Vogt'sche Gesellschaft zur Heranziehung von besseren Mitgliedern. Neisse war doch eine zu gute Einnahmequelle, als daß sie die Wünsche des Publikums nicht berücksichtigt hätte. Neue gute Stücke, neue tüchtige Mitglieder schienen ihr einen großen Erfolg zu sichern. Da aber machte der strenge Winter von 1830 einen Strich durch die Rechnung. Man konnte jetzt die Anerkennung zwar nicht versagen, die Theaterräume blieben jedoch der Kälte wegen leer. In den nächsten Jahren dagegen waren ihre Einnahmen stets glänzend. „Die Bischofsstadt“, heißt es in einem Berichte von 1836, „ist für die Kasse gewöhnlich das gelobte Land.“ — Die eigentlichen Leiter waren nun Vogt's Tochter und deren Ehemann Thomas, denen tüchtige Schauspieler, wie Moche und Lobe, zur Seite standen. Thomas übernahm schließlich die Gesellschaft, welche in den Jahren 1844 und 1848 im Winter, später auch im Sommer sich hier wieder zeigte.

Keder und Grossmann.¹⁾

Im Jahre 1822 erschien anstatt der Vogt'schen die Keder und Grossmann'sche Schauspieler-Gesellschaft. Ihr ging ein guter Ruf voraus. Mit

¹⁾ Vgl. Neisser Wochenchrift, Jahrg. 1822—24, und Oberschlesischer Bürgerfreund, Jahrg. 1824.

Ungeduld erwarteten die Neisser die ersten Vorstellungen. Jedenfalls war der Direktor Grosmann ein braver, tüchtiger Schauspieler, der sich alle Mühe gab, den Bürgern die erwartete Unterhaltung und Erholung zu verschaffen.

Diese zeigten denn auch wenigstens im Anfange größere Teilnahme als früher. Obwohl Lustspiel und Schauspiel die Hauptelemente einer kleineren Gesellschaft bilden, so unternahm die vorgenannte sogar die Ausführung großer Opern (Zauberflöte), wobei das gut besetzte Orchester von dem Direktor Reder selbst dirigiert wurde. Allerdings strich man ganze Szenen, weil sie auf der kleinen Bühne nicht vorgeführt werden konnten. Aber immerhin war das Bemühen der Gesellschaft hoch anzuerkennen. Leider blieb das Publikum mehr und mehr vom Theater fern, so daß die Truppe früher, als sie beabsichtigt hatte, Neisse verlassen mußte. An dem schlechten Besuche waren aber weder die Leistungen der Gesellschaft, noch die geldarme Zeit schuld. Es herrschte dagegen eine große Vorliebe für Aufführungen. In dieser Zeit entstanden nämlich eine Anzahl von Vereinen, die bei ihren Zusammenkünften theatralische Darstellungen veranstalteten. Das Publikum fand Gefallen daran; denn neben dem geistigen Genuße war dort auch für den körperlichen gesorgt. So hatten die Bürger-Resource, der Konfordia-Verein u. s. w. alle ihre eigenen Theatergesellschaften.

Diese mißlichen Verhältnisse veranlaßten die Direktion Reder und Grosmann, bereits am 16. Februar 1823 die letzte Vorstellung zu geben — zum größten Leidwesen der Kunstfreunde. „Möge die Gesellschaft recht bald und unter günstigeren Verhältnissen in unsere Mauern zurückkehren“, lautete ihr aufrichtiger Wunsch. Er ging in Erfüllung; denn am 15. Februar 1824 wurde die Bühne von derselben Truppe wieder eröffnet. — Als Eröffnungstück gab man „Die deutsche Hausfrau“, Schauspiel in 3 Aufzügen von Kotzebue.

Auch diesmal war ihr Wirken von nur kurzer Dauer. Direktor Ernst Grosmann starb am 20. April 1824. Die Gesellschaft löste sich daher auf, und die Mitglieder waren gezwungen, sich anderen Truppen anzugliedern.

Bonnot.¹⁾

Wie oben erwähnt wurde, waren die Leistungen der Vogt'schen Gesellschaft im Jahre 1821 weniger gut. Um so mehr sollte man einem Mitgliede derselben Anerkennung, das erst im Laufe der Spielzeit eintrat und sich bald als wirklich guter Schauspieler erwies. Bonnot — so war sein Name — besaß viel Lust und Liebe zum fache und äußerste Gewandtheit

¹⁾ Vgl. Neisser Wochenschrift, Jahrg. 1821, 1822 ff., und Oberschlesischer Bürgerfreund, Bd. 5.

im Auftreten. Seine Rollen waren stets tief durchdacht. Das Publikum achtete sein Talent und brachte ihm das größte Interesse entgegen. Besonders gut gefiel er als Franz Moor, wie überhaupt die „Intriguants“ sein Fach bildeten; ihre Darstellung gelang ihm besser, als die Heldenrollen, die er aber auch gut wiedergab. Von allen Seiten wurde er ermuntert, man prophezeite ihm eine glänzende Laufbahn an größeren Bühnen.

Aber Bonnot blieb zunächst der Vogt'schen Gesellschaft treu. Als vorzüglichstes und fähigstes Mitglied derselben fühlte er sich wohl in seiner Stellung. Von seinem schöpferischen Talent zeugte ein „Dramatisches Blumensträußchen“, welches allgemeinen Beifall fand. Im Jahre 1826 sehen wir ihn als selbständigen Direktor an der Spitze einer Truppe in Oppeln. Sie verdiente nach allgemeinem Urteil jede Achtung und Auszeichnung. Ein Berichterstatter erzählt besonders viel Gutes von den Damen seiner Gesellschaft. „Ihre militärische Haltung, ihre guten Evolutionen und jugendlichen Reize, verbunden mit Unbefangenheit und mimischen Talent ließen (mich) sehr bald erkennen, daß es Herrn Bonnot, der auch sehr achtbare Schauspieler zählt, gar nicht schwer fallen darf, die Forderungen eines kunstgerechten Publikums aufs vollkommenste zu erfüllen.“

Bei der Einrichtung seines Theaters verwendete er große Summen auf elegante Garderobe und geschmackvolle Dekorationen. — Die ober-schlesischen Städte waren das Feld seiner Tätigkeit. Die Behörden schätzten seine Leistungen und unterstützten ihn in jeder Beziehung. Oppeln, Gleiwitz, Kosel, Leobschütz, Neustadt und andere Städte sahen ihn gern in ihren Mauern. Auch in Neisse wurde bald der Wunsch laut, diesen bekannten und beliebten Direktor mit seiner „respektablen“ Gesellschaft auftreten zu sehen. Er widerstrebte, weil kein passendes Lokal vorhanden war. Dennoch gelang es seinen Freunden, ihn 1828 zum Erscheinen in Neisse zu veranlassen. Infolge des damaligen „elenden Zustandes“ der Vogt'schen Gesellschaft brachte aber das Publikum allen Theaterunternehmungen Mißtrauen entgegen. Bonnot mußte daher erst durch vorzügliche Leistungen die vorhandenen Vorurteile beseitigen. Dies gelang ihm in kurzer Zeit. Später kehrte er aber nicht mehr nach Neisse zurück.

Ernst Lobe.¹⁾

Im Jahre 1845 entschloß sich der Schauspiel-Direktor Lobe, einige Vorstellungen in Neisse zu geben. Bereits 1827 Mitglied „der Weise'schen Truppe in Löwenberg“, war er 1828 „in Jauer und Breslau“ und in der ersten Hälfte der 30er Jahre als bewährtes Mitglied der Vogt'schen Gesell-

¹⁾ Vgl. Dr. Wentwig, a. a. O., S. 50, außerdem die betreffenden Jahrgänge des „Neisser Erzähler“ und „Ober-schlesischer Bürgerfreund“.

schaft in Weisse. Von 1836 ab übernahm er als Direktor die Weisse'sche Truppe. Mit dieser bereiste er die Städte der Regierungsbezirke Liegnitz und Breslau (ohne Stadt Breslau) und die Stadt Oppeln. Seine Gesellschaft zählte viele gute Mitglieder und übertraf die „gehegten Erwartungen“ der Weisser bei weitem. „Wir bezeugen“, lautet ein Bericht über ihr erstes Auftreten, „in der Oper einem Personale, dessen Mitglieder, meistens in Besitz schöner, wohlgeschulter Stimmen, für eine kleine Bühne nichts zu wünschen übrig lassen. Wir haben im Lustspiel ein Ensemble gesehen, das jedem größeren Theater zur Ehre gereichen würde. Das Repertoire ist groß und umfaßt die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der dramatischen Musik und Dichtkunst.“ Selbst Breslauer Blätter hoben das „vorzügliche Ineinandergreifen und gerundete Spiel“ sämtlicher Mitglieder rühmend hervor.

Diese anererkennungswerten Leistungen steigerten sich täglich und scheinen mit der „Aufführung der Hugenotten, ihren Kulminationspunkt erreicht zu haben“. Das Publikum brachte den Vorstellungen reges Interesse entgegen. Von den Schauspielern der Gesellschaft besuchten Hensel und Keller Weisse später als Direktoren. Von hier begab sich Lobe nach Warmbrunn, wo er 1847 starb. Seine Gattin übernahm die Truppe und verheiratete sich im nächsten Jahre mit dem Theaterdirektor Joseph Keller in Liegnitz.

Im März des Jahres 1847 gab der Direktor des städtischen Theaters in Troppau, Eduard Hansen, früheres Mitglied der Lobe'schen Truppe, und im Herbst Thomas mit seinen Leuten einige Vorstellungen. Mitte März des folgenden Jahres erschien von Glaz kommend Heinisch mit einer guten Gesellschaft. Die großen Ereignisse der Zeit lähmten aber die Lust am Theaterbesuch; er sah sich deshalb bald gezwungen, Weisse zu verlassen. Seine Freunde waren darüber sehr erbittert und fanden es unglaublich, daß eine Stadt mit 12000 Einwohnern nicht imstande sei, „den billigsten Forderungen eines tüchtigen Schauspiel-Direktors zu genügen, — während das kleine Neustadt diesem eine freundliche und würdige Aufnahme zusichert“.

Dieselben Klagen wurden auch in den nächsten Jahren laut, obwohl Heinisch noch einmal und nach ihm eine andere vortreffliche Gesellschaft unter dem Direktor „von Leuchert“ sich alle Mühe gaben, den Beifall des Publikums zu erwerben. Um das Theater zu füllen, nahm Herr von Leuchert schließlich zu einer Theater-Lotterie seine Zuflucht. Ein anderes Mal fand eine Vorstellung nachmittags 1 Uhr statt, „damit den Landherrschäften der Besuch ermöglicht werde“. An dem Mißerfolge war vor allem das schlechte Schauspielhaus schuld, dessen jämmerlicher Zustand nun den Höhepunkt erreicht hatte.

Der Bau des neuen Theaters.¹⁾

Bereits 1825 gab die schlechte Beschaffenheit des Theaters zu Klagen Veranlassung. „Daß (aber) trotz aller angewandten Mühe (des Orchesters), — so schreibt der Rezensent des Freischütz (1823), — „uns so manches Schöne der herrlichen Musik dennoch verloren ging, davon trägt unstreitig das höchst fehlerhaft gebaute Haus selbst die Schuld, dessen ungeschickte Bauart sich nicht zur Aufführung irgend einer musikalischen Vorstellung eignet.“ Aus diesem Grunde brachte der Rektor der katholischen Stadtschule die Musik vom Freischütz noch einige Mal in einem „bessern, den Wohlklang begünstigenden Lokale“, im Ressourcen-Saale zur Aufführung. — Wie mag das Theatergebäude 20 Jahre später ausgesehen haben, wenn Bonnot bereits 1828 Neisse seinetwegen mied! Der Zugang war finster, die Räume unfreundlich; im Innern zog es so, daß niemand gern die Vorstellung besuchte. Schließlich wurde es aus baupolizeilichen Gründen — „weil es dem Einsturze drohte“ — auf Anordnung der Polizei geschlossen.

Dadurch kam für Neisse die Theaterfrage ins Rollen. Schon oft hatten die Tagesblätter hervorgehoben, daß selbst kleinere Orte Schlesiens bessere Bühnen besaßen. In allen Kreisen der Bürgerschaft wurde diese Frage lebhaft erörtert. Auch die Stadtverordneten beschäftigten sich wiederholt mit ihr und betonten die Notwendigkeit eines neuen Theatergebäudes. In der Sitzung vom 8. Mai 1850 beschloß die Versammlung, mit einem Unternehmer in Verbindung zu treten, welcher gesonnen sei, mit Unterstützung der Stadt den Bau eines Theaters „in einem den Bedürfnissen des Ortes entsprechenden Umfange in Ausführung zu bringen“. — Die Bemühungen „dieserhalb“ waren jedoch fruchtlos, ebenso der Versuch, ein Theater auf Aktien zu gründen.

Infolgedessen mußte der Magistrat die Frage erörtern, „ob nicht bei Mangel eines Privat-Unternehmers die Kommune, die moralische Verpflichtung habe, diese ganze Angelegenheit allein in die Hand zu nehmen und aus eigenen Mitteln den Bau eines Theaters zu veranlassen“. „In Anbetracht der Größe der Stadt und der Verschiedenartigkeit ihrer Bevölkerung, ganz besonders aber mit Rücksicht darauf, daß ein gut eingerichtetes Theater nicht nur der Stadt zur Zierde gereicht, sondern als Bildungsanstalt auch sehr wesentlichen Einfluß übt“, nahm nunmehr der Magistrat die Angelegenheit in die Hand. Die Stadtverordneten-Versammlung ging auf seinen Vorschlag ein. „Wenn es möglich“, so beschloß sie am 24. Juli 1850, „ein für Neisse angemessenes und schönes Theater für zehn-

¹⁾ Vgl. Neisser Wochenschrift, Bd. III, und Oberschlesischer Bürgerfreund 1849. Außerdem wurden die Akten der Theaterdeputation benutzt.

tausend Taler inkl. des Grundstückes zu erbauen, so erwarten wir baldigst die diesfälligen Zeichnungen und Anschläge.“ Mit Hinzuziehung ihrer 8 Deputierten sollte der Magistrat „die Einleitungen treffen“ und „zu beregtem Bau“ einen Zuschuß vom Staate erbitten.

Die Anfertigung der Situationspläne übertrug man dem Königl. Baurat Illing. In Betracht kamen 3 Plätze, nämlich: „1. Das alte dem Bürger Hyronimus gehörige und früher zu Vorstellungen benutzte Gebäude am Graben. 2. Das Herber'sche Gebäude an der Zollstraße mit Hinzunahme des anstoßenden Fichtner'schen Hauses. 3. Die Wasserkunst mit den zur Stadt gehörigen Environs.“ Doch erst nach Jahresfrist kam man in der Sache vorwärts, als infolge Scheiterns der anderen Pläne das bisherige Theatergebäude von der Stadt gekauft und mit dem Neubau sofort begonnen wurde. Am 12. Oktober 1852 waren die Arbeiten so weit, daß eine Musikprobe mit voller Beleuchtung vorgenommen werden konnte.

Was nun die Kosten betrifft, so ist wohl einleuchtend, daß mit den bewilligten 10 000 Reichstalern nicht viel anzufangen war. Selbstverständlich verlangten die Stadtverordneten bei Genehmigung des Bauplanes einen Kostenanschlag. Illing berechnete die Ausgaben auf ungefähr 32 000 Taler. Ohne Zögern wurde die Summe bewilligt. Aber selbst diesen Anschlag überschritten die wirklichen Ausgaben bedeutend. Genaueres erfährt man darüber aus einem späteren Briefe des Bürgermeisters. Am 14. Februar 1873 ersuchte nämlich der Magistrat von Hirschberg um genaue Angaben über den Theaterbau, Baukosten, Größe, jährliche Unterhaltungskosten u. s. w., weil bei dem dortigen Neubau die Erfahrungen der Weisser benutzt werden sollten. In der Antwort erwähnt der Bürgermeister, daß die „Baukosten einschließlich des Bauplatzes, der Maschinerieen, Schnürgänge, komplette Koulissen, zweier Vorhänge, Gasbeleuchtung u. s. w. u. s. w.“ „sich auf ungefähr 60 000 Reichstaler belaufen und daß das Theater 600 bis 800 Personen fasse“. Bereitwilligst hatten die Behörden alles genehmigt, sogar von der sonst üblichen Verzinsung des Anlagekapitals stand man ab.

Das Sommertheater.

Während des Theaterbaues fanden die Vorstellungen im Saale zur „Sonne“ statt. Seit 1850 hatte Weisse auch ein Sommertheater. Direktor Nachtigal, welcher bereits im alten Gebäude mit seiner Schauspiel- und Operngesellschaft — so z. B. 1840 — aufgetreten war, erbaute, wahrscheinlich mit Unterstützung des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, des damaligen Divisionskommandeurs zu Weisse, ein Sommertheater in dem Bartsch'schen Garten.¹⁾ Es ist nicht ausgeschlossen, daß die

¹⁾ Heute „Kaisergarten“ in der Ober-Mährengasse.

Anwesenheit des Fürsten den Gedanken, ein neues Theatergebäude schaffen zu müssen, besonders förderte. Jedenfalls besuchte er mit seiner Familie die Vorstellungen sehr häufig. Das Sommertheater, welches Nachtigal selbst in einem Schreiben an den Magistrat „das schönste in Schlessien“ nannte, bestand bis Anfang der 80er Jahre. Es übte während dieser ganzen Zeit stets einen höchst nachteiligen Einfluß auf den Besuch des neuen Stadttheaters aus. Novitäten, die hier gegeben wurden, waren oft schon bei einem Entree von nur wenigen Silber Groschen dort aufgeführt worden, so daß dann das Stadttheater mit seinen höheren Preisen gemieden wurde.

Die Gesellschaften im neuen Theater.

Bereits während des Baues liefen von den verschiedensten Schauspiel-direktoren Gesuche ein um Überlassung des Theaters. Erwähnt seien hier nur Blum in Troppau, Heinisch in Landeck und Nachtigal in Breslau. Letzterer glaubte als Bürger von Neisse und Erbauer des Sommertheaters bestimmt auf Übertragung rechnen zu können. Schon seit 1838 war er selbständiger Direktor, 1840 finden wir ihn in Neisse, 1844 in Warmbrunn, dann mehrere Male in Glogau und 1846 in Halle. 1850 kam er wieder nach Neisse. Seine schlechte pekuniäre Lage scheint aber für die Ablehnung seines Gesuches maßgebend gewesen zu sein.

Unter den Bewerbern hatte von vornherein die besten Aussichten

Joseph Keller.¹⁾

Er war „gelernter Seiler“ und trat 1830 als Chorist beim Theater in Frankfurt a. M. ein. Die Neisser kannten ihn von früher her als tüchtiges Mitglied der Lobe'schen Gesellschaft. Im Jahre 1848 heiratete er Lobe's Witwe. 1849 gab er Vorstellungen in Warmbrunn, 1851/52 in Görlitz, Gr.-Glogau, Liegnitz, Schweidnitz und 1852 in Warmbrunn.

Anscheinend finanziell gut gestellt, erklärte er sich bereit, jede beliebige Kaution zu stellen. Nachtigal sah in ihm bald einen gefährlichen Nebenbuhler und denunzierte ihn beim Oberpräsidenten, weil er zugleich an zwei Orten spiele. Die Denunziation hatte jedoch nicht den gewünschten Erfolg. Keller erhielt im Gegenteil die Erlaubnis, an drei Theatern zugleich seine Leute auftreten zu lassen. Sein Selbstbewußtsein war übrigens nicht gering. „Ohne die Schranken der Bescheidenheit überschreiten zu wollen“, schrieb er, „darf ich wohl behaupten, die dramatische Kunst in den Städten, wo ich wirke, auf eine höhere Stufe gebracht zu haben; mein Opern-Repertoire enthält die neuesten besten Meisterwerke, so wie mein Personal selbst in Berlin, wo ich im vergangenen Sommer war und nächsten Jahres wieder hingehet,

¹⁾ s. Dr. Wentwig, a. a. O.

sich des allgemeinsten Beifalls erfreute.“ Seine Gesellschaft war mit Garderobe, Bibliothek, überhaupt allem Notwendigen bestens ausgerüstet; sie bestand aus 38 Personen.

Keller wurde verpflichtet, wöchentlich wenigstens eine Opernvorstellung zu geben; Billets durften nur an der Kasse verkauft werden; die Spielzeit sollte sechs Monate dauern; Aftervermietung war nur mit Genehmigung des Magistrats gestattet.

Am 14. Oktober 1852, dem Eröffnungstage des Theaters, wurde Gutzkow's „Topf und Schwert“ und am 15. Oktober die Oper „Martha“ von Flotow gegeben.

Während der dreijährigen Pacht hatte Keller gute und schlimme Zeiten. Eine besonders schlechte Einnahme erzielte er im November 1854, so daß ihm der Magistrat 100 Taler Pachtzins erlassen mußte. Für später bat er um Erniedrigung desselben; der Magistrat ging zwar darauf ein, verlangte aber, daß nunmehr die Spielzeit (sechs Monate) innegehalten werde. Keller erklärte jedoch, sich nur drei bis vier Monate in Meisse halten und erst um die Weihnachtszeit das Theater eröffnen zu können, „damit sich das Publikum vom Sommertheater erst ausruhen könne“. Bedauerlicherweise zerschlugen sich daher die Verhandlungen und die Verpachtung kam zur öffentlichen Ausschreibung. Keller übernahm das Görlitzer Stadttheater. Später (1872) war er in Breslau artistischer Leiter des Lobetheaters. 1877 starb er daselbst.

Die Wahl fiel nun auf

Bredow,

welcher bereits seit acht Jahren das Stadttheater in Halle leitete, nachdem er vorher längere Zeit hindurch Direktor der Hoftheater in Cöthen und Meiningen gewesen war. Dem erfahrungsreichen Direktor, der eine wertvolle Opern- und Schauspiel-Bibliothek, sowie gute Theater-Garderobe besaß, wurde von dem Ober-Präsidenten die Konzession für Meisse und einige andere Städte Oberschlesiens bald erteilt; die Verhandlungen mit dem Magistrat zogen sich aber in die Länge, so daß zu Bredow's Ungunsten die Eröffnung erst am 1. Januar 1856 erfolgen konnte. Im zweiten Jahre ging es ihm finanziell besser, da das beim Publikum äußerst beliebte Fernau'sche Ehepaar engagiert worden war. Aber hier traten Repertoirstörungen und Unglücksfälle aller Art ein. So war z. B. ein Tenorist mit dem erhaltenen Vorschusse in ein anderes Engagement gereist. Ein anderer kam zwar an, brach aber schon im Anfange als Fra Diavolo — beim Sturze über die Felsen — das Bein. Schließlich war daher auch in diesem Jahre der Erfolg in materieller Beziehung recht ungünstig.

Gustav Dangerow, genannt Fernau.

Für die nächsten 3 Jahre wurde das Theater an den Direktor Gustav Dangerow (genannt Fernau) und dessen Ehegattin Adelheid, geb. Fabricius verpachtet. Beide hatten sich zu diesem Schritte durch ihre Beliebtheit von früher her verleiten lassen. Er war bereits 16 Jahre als Regisseur und ausübender Künstler tätig und im Jahre 1855 technischer Leiter des Stadttheaters in Posen. Weder im Besitz einer Bibliothek noch einer Theatergarderobe, mußte er zu ihrer Anschaffung einen großen Teil seines ersparten Vermögens verwenden. Hierzu kam, daß er genötigt war, vom 1. Oktober 1857 bis 1. Mai 1858 in Neisse zu spielen. Vermutlich hatten die Städte, in denen die Konzession ihm das Auftreten gestattete, ihre Theater schon vorher an andere Unternehmer vergeben. Seine Schauspiel- und Operkräfte boten in ihren dankbaren Rollen ganz Vortreffliches und gefielen allgemein; aber eine Saison von sieben Monaten war für Neisse undurchführbar. Obwohl er im zweiten Jahre mit Einwilligung und durch Vermittelung des Neisser Magistrats auch andere Orte — z. B. Glogau — besuchen konnte, so brachte dies ihm doch keine Besserung. Im dritten Jahre wurden Opern nicht gegeben.

Um sich finanziell erholen zu können, wurde ihm das Theater auch für den Winter 1860/61 überlassen und auf Oper ganz verzichtet. Am Ende dieser Saison lud Fernau die Troppauer Oper unter der Direktion von Clement und Reimann zu einem längeren Gastspiele ein; im nächsten Winter nahm er einen anderen Direktor als Compagnon. Aber nach kurzem Aufenthalte in einer anderen Stadt gab Fernau schließlich die Direktion auf und ging noch im Herbst in das Engagement zu Clement und Reimann, die damals das Theater in Temesvar übernommen hatten. Seine Frau blieb in Neisse zurück, wo sie am 30. Dezember 1862 starb.

Schiemang.¹⁾

In den folgenden drei Wintern übernahm Direktor Schiemang in Liegnitz das Neisser Theater. Seine Gesellschaft spielte seit 1830 in Schlesien und hatte ihren Stützpunkt in Liegnitz und Warmbrunn. Sie war in jeder Beziehung wohl begründet. Das Repertoire umfaßte Schau- und Lustspiele, Poffen, sowie einige Operetten und stand auf Wochen hinaus fest, so daß mit ihr wieder eine wohlthuende, ruhige und sichere Geschäftsleitung eintrat.

Der Sommer 1866 brachte den Krieg; die Festung Neisse wurde armiert, die Wälle bewässert. Dies hatte zur Folge, daß der untere Bühnenraum des Theaters einige Fuß hoch unter Wasser stand. Am 15. Mai

¹⁾ Vgl. Dr. Wentwig, a. a. O.

verlegte man die Annahmestelle für Pakete und am 18. Mai das Feldpost-Amt in das Theater.

Während dieser Zeit bewarb sich Schiemang um das Theater in Regensburg. Als er die Übernahme desselben im Juni 1866 dem Magistrat anzeigte, empfahl er seinen Schwager Georgi zum Nachfolger. Dieser war durch seine Tätigkeit in Schiemangs Gesellschaft wohl bekannt; es wurde ihm daher das Theater auf sein Gesuch hin überlassen.

Ernst Georgi,¹⁾

geboren 1823 in Plauen (Sachsen), zum Lehrer bestimmt, wandte sich bald dem Schauspielerberuf zu. Seine Engagements waren Leipzig, Halle, Chemnitz u. s. w., bis er zu seinem Schwager Schiemang nach Schlesien kam. Mit diesem trat er in Liegnitz, Warmbrunn und Neisse auf. Seine Direktion in Neisse begann er am 21. Oktober 1866 mit den Stücken: „Das Schwert des Damokles“, „Einberufen“, „Aus Liebe zur Kunst“. Als Theaterkomiker hatte er sich einen guten Ruf erworben. Auch als Theaterdirektor war er durch seine Leutseligkeit und solide, streng reelle Geschäftsführung überall beliebt. Manch junges Talent hat er gefördert, viele bedeutende Künstler sind aus seiner Schule hervorgegangen. Am 14. August 1887 raffte ihn in Warmbrunn eine heimtückische Blinddarmentzündung aus der Fülle seines Schaffens dahin. Unterstützt von ihrem Schwiegersohne Reinhard Goeschke führte seine Witwe die Direktion mit bestem Erfolge weiter.

Goeschke

war vor seinem Eintritt in Georgis Gesellschaft als erster Komiker am Wallnertheater in Berlin tätig. Bald nach dem Tode seines Schwiegervaters übernahm er die technische Leitung des Theaters und seit dem Rücktritt von Frau Georgi schließlich die Direktion. Am 22. Juli 1891 feierte die Georgi-Goeschke'sche Schauspielertruppe in Warmbrunn das 25 jährige Jubiläum ihres Bestehens, zu welchem von der Stadt Neisse eine Deputation entsandt wurde. Seit 1866 spielte sie alljährlich während der Wintermonate in Neisse.

Operngesellschaften.

Vom Jahre 1864 ab wurde das Theater für den zweiten Teil der Wintersaison fast stets noch anderen Direktoren überlassen. Im Jahre 1864 gab Heller Schauspiele, ihm folgte Meinhardt mit einer Operngesellschaft. Er hatte seinen Stützpunkt in Glogau, bereiste die Provinzen Preußen, Posen, Schlesien und wiederholte seine Besuche in Neisse 1866/67 und 69 mit einer Opern- und Operettengesellschaft, 1873 mit einer Schauspielergesellschaft. Mit Vorliebe wurden glänzend ausgestattete Offenbach'sche Operetten gegeben.

¹⁾ Vgl. Dr. Wentwig, a. a. O.

In den Jahren 1870, 72, 74, 75 und 1877 traten Kaufmann und Schreiber mit einer Opern-, 1876 mit einer Schauspielgesellschaft auf. Letztere waren immer gut, die Kosten aber so groß, daß ein Gewinn nicht erzielt wurde. 1879 und 1880 kam Direktor Thomaszcek mit einer vor-
trefflichen Monatsoper, hatte aber keinen Erfolg. Es mußte zuletzt sogar auf Teilung gespielt werden.

1881 besuchte Neisse Themme und 1884 bis 1886 der Direktor des Viktoria-Theaters zu Posen, Heinrich Carl mit einer Opern- und Operettengesellschaft; sie war groß, hatte einzelne gute Kräfte und prächtige Theatergarderobe. Im folgenden Jahre gab Direktor von Hahn einen Cyklus von Opern. 1888 und 1889 spielten Hohl, 1890 und 1891 Heidenreich, 1892 Hammermann, 1895 Huwart, 1896 und 1897 Steiner, 1898 bis 1903 Hansing mit Opern- und Operettengesellschaften.

Wie aus dem Repertoire der einzelnen Jahre ersichtlich ist, hält das Theater in Neisse immer gleichen Schritt mit den neuesten Anforderungen. Möge es auch in Zukunft nicht den Bühnen anderer Mittelstädte Schlesiens nachstehen!

Es folgt hier eine Aufzählung der in Neisse aufgeführten Theaterstücke, soweit sie sich aus den Jahren 1820—1840 feststellen ließen.¹⁾

1821.

„Das letzte Mittel“. Lustspiel der Frau v. Weißenthurn. — „Der Spieler“ von Jffland. — „Die Parteiwut“. Schauspiel. — „Die Schuld“. Trauerspiel von Hofrat Müller. — „Prichka“ oder „Die weiße Frau“ von Neuhaus. — „Die Räuber“ von Schiller. — „Otto von Wittelsbach“. — „Weibehre“. Sittengemälde in 5 Akten von Ziegler. — „Der Puls“. Lustspiel in 2 Akten von Babo. — „Der Dorfbarbier“. Komische Oper in 2 Akten.

1822.

„Die Drillinge“ von Bonin. — „Fridolin“ oder „Der Gang nach dem Eisenhammer“ nach Schillers Ballade bearbeitet von Holbein. 5 Akte. — „Das Kätzchen von Heilbronn“. Romantisches Ritterschauspiel. 5 Akte. — „Pagenstreiche“. Lustspiel in 5 Akten von Kozebue. — „Zauberflöte“. Große Oper. Musik von Mozart. — „Die Indianer in England“. — „Das Alpenröschen“. 2 mal. — „Die Schweizer Familie“. — „Das Mädchen von Marienburg“. — „Ernst und Scherz“ oder „Das Duell im Finstern“. Militärisches Lustspiel. 5 Akte. Ziegler. — „Der Schlachtsturm“. Mimische Darstellung in 2 Aufzügen. Aufgeführt zur Feier der Oktobertage von 1813. — „Die kluge Frau im Walde“. Zauberstück von Kozebue. — „Vielwässer“ von Kozebue. — „Das Diadem“ oder „Die Ruinen von Engelhaus“. Drama in 5 Akten von Cuno. — „Die Weiberkur“ oder „Der lustige Schuster“. Komische Oper in 2 Akten von Stegmayr. Musik von Paer. 2 mal. — „Der Wildfang“ von Kozebue. — „Ariel, der Schutzgeist der Alpen“. Zauberoper in 4 Akten von Joseph Heider. — „Das Gastrecht“ von Ziegler. Ritterstück.

¹⁾ Vgl. die betreffenden Jahrgänge der „Neisser Wochenschrift“ und des „Neisser Erzähler“.

— „Der Eremit im Lerchenwalde“. Lustspiel von Castelli. — „Die Eifersüchtigen“ oder „Keiner hat Recht“. Lustspiel in 4 Abteilungen von Schröder. — „Die falsche Prima Donna“. — „Der Ehedoktor“. Komische Oper von Castelli. Musik von Rossini. — „Zaire“, Oper. — „Die deutschen Kleinstädter“. Lustspiel von Kotzebue. — „Houwalds Heimkehr“. — „Falsche Scham“. Schauspiel in 4 Abteilungen von Kotzebue. — „Er mengt sich in alles“. Lustspiel in 5 Abteilungen von Jünger. — „Kabale und Liebe“ von Schiller.

1823.

„Die großen Kinder“. Lustspiel in 2 Abteilungen von Müllner. — „Drei Väter auf einmal“. Lustspiel in 1 Aufzuge von Kotzebue. — „Der Freischütz“. Große Oper von F. Kind. Musik von C. M. v. Weber. — „Der Bethlehemitische Kindermord“. Dramatisch-komische Situationen aus dem Künstlerleben in 2 Akten, von Geyer (neu). — „Der Hund des Aubry“. Lustspiel in 1 Aufzuge (neu). — „Die Dorfschule“. Posse in 1 Aufzuge von Solbrig. — „Emilia Galotti“ von Lessing. — „Der grüne Domino“. Lustspiel in Alexandrinern in 1 Aufzuge von Th. Körner. — „Der Allgefällige“. Lustspiel in 2 Akten von St. Schütze (neu). — „Die Gouvernante“. Posse in 1 Aufzuge von Th. Körner. „Menschenhaß und Reue“. Schauspiel in 5 Akten von Kotzebue.

1824.

„Die deutsche Hausfrau“. Schauspiel in 3 Aufzügen von Kotzebue. — „Wunderschrank“ von v. Holbein. — „Die Brautkrone“ oder „Das Stelldichein“. Lustspiel in 5 Aufzügen von Carl Lebrun. — „Belmont und Constanze“ oder „Die Entführung aus dem Serail“. Mozart. — „Das Kreuz im Norden“. Schauspiel in 3 Aufzügen von Klingemann. — „Wendelin von Höllenstein“. — „Die Nachtwandlerin“ oder „Die Geisterherberge“. Lustspiel in 2 Akten von Vogel. — „Es spukt“. Lustspiel von Frau von Weisenthurn. — „Die Raubritter“. Drama in 3 Akten von Anton Fischer. — „Liebe kann alles“ oder „Die bezähmte Widerspenstige“. Lustspiel in 4 Abteilungen von Holbein. — „Der Freischütz“. 2 mal. — „Preciosa“. Romantisches Schauspiel in 4 Aufzügen vom Königl. Hofschauspieler P. A. Wolff. Musik von Carl Maria v. Weber. 4 mal. — „Der Bär und der Bassa“ von Blum. — „Ein Stündchen in Pyrmont“. Lustspiel in 1 Akt nach Scribe. — „Hieronymus Knicker“. Komische Oper in 2 Aufzügen. Musik von Dittersdorf. — „Der Fürst und der Bürger“. Drama in 3 Aufzügen von Houwald. — „Friedrich der Große“ oder „Der Tagesbefehl“. Drama in 2 Akten von D. C. Cöpper. — „Der Sänger und der Schneider“. Komisches Singspiel in 2 Aufzügen von Drieberg. — „Die Weiber von Weinsberg“. Mimisch-plastisches Tableau. — „Die Heimkehr“. Drama in 2 Akten von Ernst v. Houwald. — „Der Grenadier“ oder „Die Sicherheitswache“. Schauspiel in 1 Akt von Meisl. — „Parteiwut“. Schauspiel in 3 Akten von Sieglar. — „Der Sylvesterabend“ oder „Die Nachtwächter“. Schwank in 2 Akten nach einer Erzählung von Carl Lebrun. — „Moses in Ägypten“. Schauspiel mit Musik in 4 Akten von Aloys Gleich. — „Minna von Barnhelm“ von Lessing. — „Joseph und seine Brüder“. Große Oper in 3 Akten. Musik von Mehul. — „Der Hofmeister in tausend Ängsten“. Lustspiel in 2 Aufzügen von Theodor Hell. — „Liebes-Intriguen auf der Frankfurter Messe“. Posse in 1 Akt von Julius v. Vosß. — „Der Schleichhändler“ oder „Die Brandruine bei Burnina“. Drama in 3 Aufzügen von C. Herrmann.

1826.

„Die Lichtensteiner“. Vaterländisches Gemälde aus den Zeiten des 30 jährigen Krieges in 5 Akten nach van der Velde, frei bearbeitet von Fr. Woiwoda. — „Die Ber-

liner in Wien". Vaudeville in 1 Akt von Holtey. — „Das Bild" oder „Die Bekanntschaft auf dem breiten Steine". Lustspiel in 3 Akten von Cuno. — „Humoristische Studien". Schwank in 2 Aufzügen von Karl Lebrun. — „Die Sticker-Mamsells". Vaudevill-Posse in 1 Akt von Louis Angely und E. Köstke. — „Aline" oder „Wien in einem andern Welttheile". Komische Zauber-Oper in 3 Aufzügen. — „Theodor Körners Tod" oder „Das Gefecht bei Gadebusch". Drama in 1 Aufzuge von Adolph v. Schaden.

1827.

„Seelengröße" oder „Der Landsturm in Tyrol". 5 Aufzüge. — „Die zwei Nächte zu Valladolid" oder „Der Geächtete". Drama in 5 Aufzügen. — „Su zahn und zu wild". Lustspiel in 3 Aufzügen von Albini. — „Lafavilla, die kleine Zigeunerin". Schauspiel in 4 Aufzügen von August v. Kotzebue. — „Der Hausdoktor" oder „Der Kakadu-Mörder". Original-Lustspiel in 3 Aufzügen von Ziegler. — „Die beiden Scharfenacker". Ritter-Schauspiel in 4 Akten von Weidemann.

1828.

„Welche ist die Braut". Lustspiel in 3 Akten von Frau v. Weiffenthurn. — „Isidor und Olga". Trauerspiel von Raupach. — „Alles besetzt". Schwank in 2 Akten von G. Loß. — „Paris in Pommern". Vaudeville in 1 Akt von E. Angely. — „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers". Melodrama in 3 Abteilungen von E. Angely. Musik von K. Blum. — „Schülerschwänke" oder „Der grade Weg ist der beste". Vaudeville in 1 Akte von E. Angely. — „Liebe kann alles" nach Shakespeare von Holbein. — „Die Pagenstreiche". Lustspiel von Kotzebue. — „Zwei Nächte zu Valladolid". — „Das Ehepaar aus der alten Zeit". — „Der politische Züngießer". Komisches Vaudeville von Dreitschke. — „Der Amerikaner". Lustspiel in 5 Akten von Vogel. — „Die Sternkönigin im Maidlinger Walde bei Wien". Große Zauberoper von Kauer. — „Laßt die Toten ruhn!" Lustspiel von Raupach. — „Der Jude". Original-Schauspiel in 5 Abteilungen nach Richard Cumberland's englischem Original. 2 mal. — „Theodora oder der Sturm von Missolonghi". Neues Drama in 3 Akten. — „Der Züngießer" oder „Das Collegium politicum". — „Der Amerikaner" oder „Das Windpistolen-Duell". Lustspiel in 3 Akten von Vogel. — „Cartouch, der furchtbare Räuberhauptmann". Großes romantisches Schauspiel in 3 Abteilungen mit Musik und Tanz von Lemberg. — „Der Arrestant" oder „Zwei in einer Person". Oper in 1 Akt. — „Die Stricker-Mamsells". — „Die geheimnisvolle Macht" oder „Die furchtbaren Banditen in den Apenninen". Romantisches Schauspiel in 5 Akten von Zumbach. „Das Gasthaus zur goldenen Sonne". Lustspiel in 4 Akten von Claren.

1835.

„Die Schwester von Dresden" oder „Casperle auf Reisen". Lustspiel in 3 Aufzügen.

1840.

„Witzigungen" oder „Wie fesselt man Ehemänner". Lustspiel in 4 Akten von Vogel. — „Onkel und Nichte" oder „Das große Loos". Lustspiel in 5 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. — „Graf Szypari" oder „Die Belagerung von Ofen". Schauspiel in 5 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. 2 mal. — „Die familie Monetenputsch" oder „Nelke und Handschuh". Parodie mit Gesang in 3 Akten von Nastroi. Musik von Müller. 5 mal. — „Die Söhne Eduards" oder „Der Weg zum Throne". Historisches Gemälde in 3 Akten von Hell. — „Richards Wanderleben". Lustspiel in 4 Akten von Kettel. — „Das Turnier zu Kronstein" oder „Die drei Wahrzeichen". Ritter-Lustspiel in

5 Akten von Franz v. Holbein. — „Die seltsame Wette“. Lustspiel in 1 Akt von Castelli. — „Die Schneider-Mamsells“. Vaudeville-Posse in 1 Akt von Angely. — „35 Minuten in Grünberg“ oder „Der halbe Weg“. Posse in 1 Akt von Holtei. — „Er requiriert“. Liederstück in 1 Akt von L. Schneider. 2 mal — „Ein Tag vor Weihnachten“. Lustspiel in 2 Akten von Dr. C. Cöpper. — „Redewut“ oder „Nur er will sprechen“. Lustspiel in 1 Akt von Christel. — „Maria von Medici“. Lustspiel in 4 Akten von Berger. — „Fridolin“ oder „Der Gang nach dem Eisenhammer“. Musikalische Begleitung von Weber. — „1740, 1840, 1940“. Phantastisches Zeitgemälde mit Gesang in 3 Akten von Nestori. Musik von Kugler. — „Ich bleibe ledig“. Lustspiel von C. Blum.

Abraham Hofemann.

Der schlesische Lügenschmied.

Von

Benno Hein, Beuthen O. S.

Wedes Virtuosität verdient Beachtung und so darf auch Abraham Hofemann, der verlogenste aller Zweifelhafte, wie ihn sein Zeitgenosse Henel von Henefeld nennt, nicht der Vergessenheit verfallen. Er war ein Unikum. Denn man kann dreist behaupten, daß die Art, wie er die Geschichtsfälschung vollständig zum Gewerbe ausbildet, und die Frechheit, die er hierbei entwickelt, geradezu ohne Beispiele in der ganzen Geschichte dasteht.

Zunächst möge einiges über die äußeren Lebensumstände Abraham Hofemanns, oder wie er gräzisiert hieß, „Knemiansers“ mitgeteilt werden.

Er war 1561 zu Lauban geboren und der Sohn des Schuhmachermeisters Gregor Hofemann. Es war ursprünglich die Absicht der Eltern, aus ihm einen Gelehrten zu bilden, und er ward deshalb früh zu lernen angehalten; doch ließen mehrfach Unglücksfälle, welche die Familie trafen, bald die Besorgnis entstehen, es werde nicht möglich sein, jenen Voratz auszuführen. Man zwang daher den Knaben, das Handwerk seines Vaters zu erlernen. Doch sagte ihm dies so schlecht zu, daß er, 14 Jahre alt, entlief und sich nach Jena wandte, wo er als Diener eines dort studierenden Grafen Ernst v. Mansfeld, so gut es gehen wollte, an dem Studium sich zu beteiligen suchte. Als der Graf nach Erfurt übersiedelte, folgte ihm Hofemann dahin, und als derselbe dann die Universität überhaupt verließ, suchte der junge Mann eine Zuflucht bei dem Abte auf dem Petersberge, bot diesem seine Dienste an und bestürmte ihn zugleich mit Bitten, ihm Gelegenheit zu geben, etwas Tüchtiges zu lernen. Der Abt ging freundlich darauf ein, unser Abraham war dankbar und fleißig, und es hätte auf

diesem Wege aus dem keineswegs unbegabten Menschen wirklich noch etwas Tüchtiges werden können. Doch inzwischen hatte der Vater den Aufenthalt des entlaufenen Sohnes ausfindig gemacht, und da ersterer fürchtete, die Protektion des Abtes habe zum eigentlichen Zweck, seinen Sohn zum Katholizismus zu bekehren, so reklamierte er denselben energisch. Mit schwerem Herzen mußte der arme Abraham aus dem Kreise der Studien zu dem väterlichen Schusterschemel nach Lauban zurückkehren.

Als nun bald darauf der Vater starb, wandte der Sohn dem Handwerk vollständig den Rücken und versuchte als Schriftsteller sein Brot zu verdienen.

Er trat nun zu gleicher Zeit als Dichter, als moralisch-philosophisch-theologischer Schriftsteller und als Historiker auf. Er erwähnt selbst eine im Druck erschienene Tragödie von dem Grafen Pyrama und der Jungfrau Chisbe, verfertigte Gelegenheitsgedichte, moralische Schriften u. s. w. Seine historische Laufbahn begann er auf recht zweckmäßige Weise, indem er sich gleich an den Kaiser wandte und diesem 1607 eine „Nova chronologia Austriaca“ mit einer sehr gelehrten und sehr langen Vorrede über die Nützlichkeit des Studiums der Geschichte für regierende Häupter, und im folgenden Jahre abermals eine „Geneologia Austriaca“ übersandte, in welcher er von dem fränkischen Könige Sardanavilus an, anno 362 n. Chr., der den Kahlenberg bei Wien dem Eivinus wegnimmt und so Osterreich erobert, den Stammbaum der Habsburger bis auf Matthias herabführt, eine Leistung, die mit Bezug auf die Kühnheit der Erfindung seinen späteren Werken würdig zur Seite steht. Diese beiden Werke verschafften ihm auch wirklich den Titel eines kaiserlichen Historikers, und nun, ausgestattet mit diesem hohen Patent seiner historischen Qualifikation, ging er nun ernster dran, sein Pfund nach dieser Seite hin wuchern zu lassen. Er wandte seine Augen unseren adeligen Geschlechtern und Städten Schlesiens zu, indem er ihnen ihre Familien- resp. Städtegeschichten zusandte.

Um den Wert seiner historischen Angaben gebührend zu würdigen, muß man wissen, daß es ihm ein leichtes war, berühmten Schriftstellern, wie z. B. Cicero, ganz neue Werke beizulegen, aus denen er dann die Beläge für seine geschichtlichen Tatsachen entnimmt. In den Geschichten der adeligen Geschlechter Schlesiens führte er den Stammbaum der einzelnen Familien fast bis auf Noah zurück, stellte z. B. fest, daß die Frankenbergers direkt von den Messener Christomenes abstammen.

Den Glanzpunkt seiner historischen Tätigkeit bilden unstreitig seine Städtegeschichten. So beschenkte er mit denselben die Städte Winzig, Ols, Glaz, Reichenbach, Frankenstein, Münsterberg, Volkshain, Jauer, Lauban, Troppau, Jägerndorf u. a.

Statt unserer sattfam bekannten historischen Gestalten der Boleslawe, Wladyslawe, Wlast und der alten Bischöfe führt er uns eine ganz andere noble Gesellschaft auf unsere schlesische Bühne. Da ist ein bewunderungswürdig standhafter Kaiser Mauritius, ein tapferer heidnischer Prinz Polkhain, ein dito würdiger Priester mit dem anspruchslosen Namen Hees, da ein römischer Kriegsoberst Eucca, der in ganz Schlesien die Städte gründet, nebenbei aber auch heidnische Tempel erbaut. Da tritt der kühne Held Roland auf, das Riesengebirge unsicher machend, da läßt er Ludwig den Frommen eine Partie nach Schlesien unternehmen. Heinrich der Vogler besiegt bei Reichenbach die Ungarn, da fühlen sich die großen Hohenstaufen Konrad III. und Barbarossa unwiderstehlich gedrungen, sich von den Vorzügen der schlesischen Städte persönlich durch mehrtägigen Aufenthalt zu überzeugen.

Eine beträchtliche Anzahl sonst leider unbekannter berühmter Männer, zum wenigstens kaiserliche Kanzler, Erzbischöfe, Gelehrte, Künstler ersten Ranges werden den einzelnen Städten Schlesiens als ortsangehörig zugewiesen. Wie groß hätte in diesem Falle nicht die Undankbarkeit des Magistrats sein müssen, wenn er soviel Ruhm und Ehre knauserig honoriert hätte!

Schon dies würde hinreichen, um uns das Genie bewundern zu lassen, welches so ein Duzend Städtegeschichten aus dem Nichts erschaffen hat.

Aber wir müssen doch noch ein Schritt weiter gehen, um Hofemann auf dem Gipfel erhabener Frechheit zu erblicken, wo er wohl ganz allein steht. Alle diese Städtegeschichten sind nämlich im wesentlichen formularartig gearbeitet, wörtlich übereinstimmend, nur mit Veränderung der betreffenden Städtenamen, so daß z. B. alle diese Orte: Troppau, Jägersdorf, Glaz, Ols, Frankenstein u. s. w. nicht nur von demselben römischen Kriegsobersten Eucca ums Jahr 300 gegründet worden sind, sondern auch ursprünglich nach dessen Namen benamset wurden, alle dieselben Beziehungen zu den verschiedenen Kaisern und Königen, dieselbe Stadtrechtsurkunde aus Merseburg von Kaiser Heinrich, ja sogar alle dieselben berühmten Männer als Stadtkinder haben. Nur hin und wieder erhält eine Stadt jedenfalls nach Maßgabe ihres Honorars einen oder zwei berühmte Feldherren, Gelehrte oder Künstler mehr. Eine Probe dürfte hier nicht unangebracht sein. Er schreibt über Winzig: So hat auch diese oft ermeldte Stadt Winzig viel trefflich gelehrte berühmte Leute erzogen, so außerhalb ihrem Vaterlande, auch weit und breit bekannt gemacht, wie allhier nur etliche der gar alten zu gedenken, der neuen aber so vor und bei unser Zeit gelebt, sol nochmals in diesem Werk mit mehreren gedacht werden. Der hocherefahrne Mann Doktor Johann Mühlbach, Kaiserl. Rath und Kanzler anno 1231 zu Wien gestorben und bei St. Schotten begraben lieget,

und Kaiser Friedrich dem II. in die 23 Jahre nützlich gedienet, auch mit in Syrien gewesen, ist in der löblichen Stadt Winzig geboren und erzogen worden, wie seine Scripta ausweisen. So ist auch Dr. George Weber, der sein Brot in der Jugend vor der Bürger Thüre ersingen müssen, aus solcher Stadt geböhren, welchen nochmals ein polnischer Herr mit sich genommen und zu großen Sachen befördert, daß er endlich der Stadt Elbing in Preußen bestellter Medicus worden, anno 1266 er auch seines Vaterlandes Historien beschrieb. Albertus, der erste Römische Kaiser hat von allen Rätthen und Aemtern in seinem Hofe sonderlich lieb gehabt den berühmten Mann Herrn Johann Fabern, den er auch als Legaten zum Könige von Polen absandte, hat auch umb seinetwegen die Stadt Winzig als sein Vaterland rühmlichen bedacht und ihren Landesfürsten dieselbe in gutter acht halten Treulichen befohlen; er lieget zu Wien bey St. Jakob begraben und ist in einer Mösingenen Tafel ein wunderschönes Lob gegeben, darinnen seines Vaterlandes, der Stadt Winzig, dreimal rühmlichen gedacht wird.

Hier folgen dann noch sieben andere Berühmtheiten, die alle ihre Geburtsstätte in Winzig bezw. in den anderen Städten hatten.

Es sieht nun freilich wie eine arge Unverschämtheit aus, so viele respectable Männer gegen alle Naturgeschichte den mühsamen Prozeß des Geborenwerdens so oft und an verschiedenen Orten durchmachen zu lassen, doch wird ein billig Denkender auch in Erwägung ziehen müssen, daß es einem großen Geiste, wie Hofemann, viel zuzumuten heißt, seine großen Erzbischöfe, kaiserlichen Kanzler, Hofmedici und dergleichen bloß der Stadt Winzig zuzuschreiben und andere Städte leer ausgehen zu lassen. Das wäre eine Ungerechtigkeit gewesen, die Hofemann nicht auf seine arme Seele geladen hätte.

Es bleibt nun noch übrig, etwas über den Glauben zu sagen, den Hofemann bei seinen Zeitgenossen gefunden hat. Da hat er zunächst ungeteilte Anerkennung gefunden. Über seine österreichischen Geschichtswerke liegt ein eingehendes Judikum des Dr. jur. Hieronymus Hasebach, geheimer Rat bei dem Erzherzog Albrecht vor. Hasebach lobt ihn gewaltig und nicht minder feiern ihn eine Menge Disticha, an denen jenes Jahrhundert so fruchtbar war. Er wird darin als Wahrheitsfreund ohne gleichen gefeiert.

Dagegen ist schon am Anfang erwähnt worden, wie ihn bereits ein Zeitgenosse Henel v. Hennesfeld als den verlogenen aller Zweiflüßler bezeichnet hat. Ein Adliger, dessen Familiengeschichte er wahrscheinlich geschrieben hatte, erbietet sich, ihm einen vierspännigen Wagen zu schicken und ihn auch reichlich zu belohnen, wenn er selbst käme und die Werke

mitbrächte, aus denen er die älteren Nachrichten über seine Familie geschöpft und welche er nach seiner Versicherung sämtlich in seinem Museum habe.

Doch Hofemann blieb unerbittlich; er kam weder, noch schickte er die Bücher. Ebenso hat ein anderer Adliger nach einer Postille von Dr. Fischer vergebens geforscht, in welcher ein wichtiges Privileg Friedrich Barbarossas für seine Familie zu finden sei. Leider war das Forschen ohne Erfolg.

Das Ergötzlichste widerfuhr jedoch seinem größten Feinde, dem bereits erwähnten Henel v. Hennefeld. Als dieser seine Chronik des Fürstentums Münsterberg schrieb, hatte ihm der Magistrat der Stadt Münsterberg ein Manuskript ohne Verfasser zur Verfügung gestellt. Aus diesem Manuskripte hat Hennefeld nun über die Geschichte von Münsterberg berichtet, ohne zu ahnen, daß jene Handschrift sein guter Freund Hofemann verfaßt hatte.

Aber noch heute spukt der Lügegeist Hofemanns in den Chroniken einzelner Städte herum; ja es gibt Städte, die auf Grund der Hofemann'schen Manuskripte bereits ihr 1000- oder 1500 jähriges Fest des Bestehens gefeiert und in dankbarer Weise in der Festrede jenes Städtegründers Lucca gedacht haben.

Webermeister Rotter.

Erzählung aus den schlesisch-mährischen Bergen.

Von

Erna Dierck.

Der Lehrer trat aus dem Hause des Webermeisters. Er hielt sich das Taschentuch vor Mund und Nase und kämpfte sichtlich mit einer Übelkeit. Ein strammer, militärisch aussehender Mann in Hemdärmeln begleitete ihn durch das Vorgärtchen.

„Wie Sie den Geruch da drinnen aushalten können, es ist fürchterlich!“ preßte der Lehrer heraus und schnappte dann gierig die frische, reine Luft ein. Der Hemdärmelige zuckte die Schultern. „Man gewöhnt's schon. Schlafen aber tu' ich längst drüben in der Werkstätten. Dort ist's zwar kalt, aber gesund.“ „Und der große Bub'?" „Der schläft am Boden.“ Sie gingen einige Schritte. Darnach zu fragen, wie's das Weib tagaus, tagein in „der Luft“ aushielt, fiel dem Lehrer nicht ein. Er spuckte aus, als wolle er damit den Ekel los werden, der ihn noch schüttelte, und reichte dem Webermeister die Hand. „Auf Wiedersehen, Rotter. Sie kommen doch heut zu einem Tarock ins Kreuz?“ „Werd' nicht fehlen, Herr Lehrer. Danke für den freundlichen Besuch.“

Die Lehrerin erwartete ihren Mann schon mit der dampfenden Suppe. Sie war eine Bauerstochter mit derbem, knochigen Äußeren und einem guten, weichen Herzen. Solche Herzen findet man droben im Gebirge gar oft, ohne daß man groß darauf achtet oder Aufhebens davon macht. Es gibt so viel Not und Elend dort, daß das Wohltun, Helfen oder doch wenigstens Mitfühlen sich ganz von selbst lernt und schießt. Die Frau war's auch gewesen, die den Gatten zu dem Besuch bei Rotters bestimmt hatte. „Wie geht's heut dem Tonerl?“ fragte sie den Heimkehrenden, der sofort zum Wandschrank trat und hastig ein „Stamperl Ungebleichten“ hinunterstürzte. „Wie soll's gehn? Schlecht, elend! Der Rotter sagte mir, der Doktor hat ihm gesagt, zu helfen wär' nichts mehr. Die einzige Rettung wär' vielleicht, den Fuß abzunehmen. Aber auch das hielt der

Bub' nimmer aus. Dazu ist er schon viel zu sehr herunter." „Und warum hat er's nicht eher tan?" Die Frage überhörte der Lehrer; vielleicht fand er auch nur keine Antwort darauf. Er löffelte an seiner Suppe, schob aber den noch halb gefüllten Teller plötzlich zurück. Schier ärgerlich fing er an, in der Stube auf und ab zu schreiten. „Was hast denn, ferdl?" „Was werd' ich haben?! Essen kann ich nicht. 's ist auch kein Wunder, nach der Krankenvisiten, zu der mich g'habt hast. Mich beutelt's noch, wenn ich dran denk." „Aber ferdl, der Toni war doch Dein bravster Schüler und ist soviel sehr an Dir g'hangen! Weißt noch, wie er uns vorig's Jahr so fleißig im Schulgart'l g'holfen hat? Schier verspürt hat man's heuer, daß der Tonerl fehlte. Mit halb so nett und a'rat schaut er drein." „Na ja, Katti, ist ja schon recht. Ich bin ja auch hin'gangen, Dir zu G'fallen, denn dem Buben liegt zehnmal mehr an Deinen Visiten, als an mir. Aber nicht wieder, Alte, nicht für's allerschönste Wunder!" „Was meinst denn, jetzt, nachdem ihn g'seh'n hast? Wird sich der arme Kerl noch lang' schleppen? Man muß ja g'rad nein wünschen, daß ihn unser Herrgott bald zu sich nehmet wegen seiner und wegen der Mutter." „Na, 's wird schon noch bis in den Winter 'nein dauern! Die Weberin futtert den Buben gut, da zieht sich's länger. Aber das Bein schaut aus...! Ich hätt' mir's nicht anschau'n solln, jetzt werd' ich's nimmer los."

Die Lehrerin nickte nur. Wie oft sah sie es, half es verbinden und auswaschen! Mit einer kleinen Wunde „von sich selber" unten am Knöchel hatte es angefangen. Die wollte und wollte nicht verheilen. Aber wegen so einer „Talkerei" geht in den Hinterdörfern kein Mensch zum Arzt. Da gibt's ja „Hausmittel" dafür. „Kascheln" oder „fetten von d'Hirschen", auch gekautes Brot wird aufgelegt, die Wunde schön warm verpackt und ja nicht viel daran herum gewaschen, damit sie nicht „verfühlt" wird. Das hilft immer -- wenn nicht „der Brand" hinein kommt. Dann ist freilich nichts zu machen. Das wissen die Leute und holen dann den Arzt erst recht nicht, denn zum Sterben brauchen sie nur geistliche Assistenz, und der Doktor ist teurer als der Priester.

Beim Tonerl aber wurde es weder besser, noch kam der Brand dazu. Die Wunde wurde groß und größer, sie „nähte" und eiterte, und verbreitete einen unbeschreiblich üblen Geruch in der sonst so peinlich saubren Wohnung. Der Webermeister aber war ein „aufgeklärter" Mann. Als die Kascheln und die warmen Umschläge nichts helfen wollten, legte er sich ins Mittel. Er nahm einen Wagen auf, eine Bretterfuhr mit einer geflochtenen Kiepe und ein paar „Schob Stroh" drinnen, packte — trotz des Abratens der Lehrersleute — Frau und Kind hinein und schickte sie „ins Land", wo er von einem „Mann" gehört hatte, der sich mit „bösen Beinern" befaßte.

Das Resultat aber war wenig erfreulich. Die vielstündige Fahrt in dem elenden Wagen, auf den noch elenderen Wegen hatte die Sache erst vollends schlimm gemacht. Der Bub' sieberte und wußte sich vor Schmerzen kaum zu lassen. Der „Mann“ — seinem Berufe nach ein Tischler, der aber längst nicht mehr tischlerte, denn das „Heilen“ war einträglicher, auch wenn er „beileib' nichts“ dafür verlangte, — hatte kurz vorher eine energische Verwarnung von der Bezirkshauptmannschaft erhalten. Das machte ihn vorsichtig. Auch sah das Bein „gar nicht schön“ aus; viel Lorbeeren waren bei seiner Behandlung sicher nicht zu ernten. So tat er das Unerwarteste und — Vernünftigste. Er wies die Leute an einen Arzt. Trostlos rattelten Mutter und Sohn heim und berichteten dem Vater, was der „Mann“ gesagt hatte. Der Webermeister war kein Freund von überstürzten Entschlüssen. Er „überlegte“ acht, vierzehn Tage und hätte sich wahrscheinlich noch länger Zeit gelassen, wenn die Mutter im Verein mit der Lehrersfrau nicht täglich an ihm herum gequält und gebettelt hätte. Überdies litt seine Nachtruhe — er schlief damals noch in der Stube — von dem Gewimmer des qualvoll leidenden Kindes. So machte er sich denn endlich auf und trabte zu dem Arzte. Der wohnte viel näher und war viel leichter und bequemer zu erreichen, als der „Mann“. Aber er war dafür halt eben auch kein „Mann“, zu dem die Leute weit aus und ein gläubig und vertrauend pilgerten. Gar dringlich mochte Krotter es dem Arzte wohl nicht geschildert haben, vielleicht hatte der Doktor auch arg viel zu tun. Es vergingen abermals acht Tage, ehe er kam. Er schaute sich das Bein an, warf „Kascheln“ und warme Umschläge zum Fenster hinaus und machte seine Verordnungen, über die die Leute die Hände überm Kopf zusammenschlugen. Auch ließ er etliche „Wasserln“ da, empfahl der Mutter, den Knaben so gut und kräftig wie möglich zu nähren, und versprach wieder zu kommen, was den Vater im Hinblick auf die Rechnung unruhig machte. Dann ging er fort. Draußen, beim Wagen, paßte ihn die Lehrersfrau ab, ließ sich seine Anordnungen wiederholen und fragte, wie's um den Tonerl stehe. „Beinfräß in sehr fortgeschrittenem Grade.“ Ob's gefährlich sei, erkundigte sich die Frau weiter, von dem kurzen Wesen des Arztes verschüchtert und ängstlich. Aber sie bekam keine Antwort, wenn sie das kaustische Lächeln und Achselzucken nicht dafür nehmen wollte.

So hatte es angefangen. Das war nun an die sechs Monate her. Das ganze Bein war eine offene, eiternde Wunde, der hübsche, fescbe Bub' zum unkenntlichen Skelett abgemagert. Die Lehrersfrau stand den Leuten treu zur Seite. Mit der sprichwörtlichen „blutigen Weberarmut“ war hier nicht zu rechnen. Als Webermeister hatte Krotter sein hübsches Auskommen, das dem Gehalt eines Lehrers kaum nachstand. Eine geräumige, lichte

Werkstätte, zehn bis fünfzehn Webstühle, Werften und Garn stellte der Fabrikant bei. Für die Arbeitskräfte hatte er zu sorgen. Wöchentlich oder alle vierzehn Tage ging er „liefern“. Die Arbeit seiner Gehilfen — Gesellen, Lehrbuben und Spulweiber — warf auch ihm Prozente ab, und da er selbst fleißig und geschickt mitarbeitete, kam sein Verdienst auf 12—15 fl. per Woche. Für unsere Hinterdörfler Geld genug, um in einem gewissen Wohlstand leben zu können. Kotter verstand's besser, als manch einer. Er zählte zu den „Honoratioren“ des Dorfes, saß im Gasthause mit Pfarrer, Lehrer und Kaufmann beim Glase Bier und Tarock, und sein Weib ging Sonntags mit einem Hut — der ihr zwar fürchterlich stand, aber doch ein Hut war — zur Kirche. Er war ausgedienter Feldwebel und Veteranen-Hauptmann-Stellvertreter. Am Sonntagsrocke hing die silberne Tapferkeitsmedaille. Auch hatte er die „Welt“ gesehen. Was er nicht wußte oder schon vergessen hatte, erfand er einfach dazu. Seine Zuhörer merkten es nicht, oder doch nur selten, und unterhielten sich ebensogut dabei, wie er, dessen höchste Wonne es war, sich reden zu hören. Er galt allgemein für einen „klugen Kopf“.

Zu der Krankenpflege aber war der „kluge Kopf“ nicht zu brauchen. Er predigte zwar viel und gab gute Lehren die schwere Menge. Aber einmal eine Nacht sein — zum Tode erschöpftes — Weib abzulösen, daran dachte er nicht. Da war die Lehrersfrau die einzige Stütze der armen Mutter. Die fragte nicht erst lange, erbot sich nicht erst zehnmal dazu. Wenn der Abend kam, war sie einfach da, packte ihren groben grauen Strickstrumpf und ein abgegriffenes, wunderschönes Büchel aus der Schulbibliothek aus und setzte sich ruhig an Tonerls Bett. Der erwartete sie schon mit glühenden Wangen und sehnsüchtigen Augen. Das langsame, stoßende Vorlesen war ihm das Liebste, Schönste des ganzen Tages. Darnach, wenn sie ihn frisch gebettet hatte und mit leise klappernden Nadeln bei ihm saß, schlief er am besten ein. Es ging eine Ruhe und Zuversicht von der gesunden, kräftigen Frau zu dem Kinde über, die die schwache, abgehärmte, wenn auch abgöttisch geliebte Mutter nicht geben konnte. Die litt mehr fast unter seinen Schmerzen als er selbst, konnte nur mit ihm klagen, beten und weinen.

Anfangs sträubte sich die Webermeisterin und machte Redensarten. Dann aber, als sie sah, daß es der Lehrerin mit dem Helfen ernst war und sie regelmäßig kam, jeden Abend schlag acht Uhr, nützte sie lieber die Zeit zum Schlafen aus. Und sie schlief oft so fest, daß die Lehrerin sie erst wecken mußte, wenn sie nach Mitternacht in ihr Heim zurückkehrte. So ertrug die Frau doch länger die Strapazen der Krankenpflege. Auf die Dauer aber war ihr schwacher Körper ihnen nicht gewachsen, gar als noch ein „freudiges Ereignis“ in Sicht kam. Sie wurde täglich matter und

elender, und es fragte sich nur, wer's länger machen würde, der Kranke oder die Pflegerin, Mutter oder Sohn. „Es fragte sich“, das ist so eine Redensart. In Wahrheit fragte gar niemand darnach, bemerkte es nicht einmal. Daß ein schwangeres Weib schlecht aussieht, ist ja nichts Absonderliches. Ihr selbst, freilich, war's klar genug, wie es um sie stand.

Am Abend desselben Tages, da der Lehrer den Besuch bei seinem ehemaligen Schüler gemacht hatte, kam's aber doch nicht zu der besprochenen Tarockpartie. Die Lehrerin bekam ihr Kopfweh — Migräne nennen es die feinen Leute — und mußte sich legen, so hart es ihr ankam, diese Nacht die Webermeisterin nicht ablösen zu können. Als der Lehrer gegen elf aus dem Gasthause kam, fragte sie sofort, ob Rotter nicht gesagt habe, wie es daheim stünde. „Er war gar nicht dort“, berichtete der Gatte. Die Frau atmete erleichtert auf. So hatte er doch ein Einsehen gehabt und dies eine mal, statt ihrer, das Weib entlastet. Beruhigt kehrte sie sich zur Wand und schlief ein.

Gegen vier Uhr weckten polternde Schläge an die Tür das Ehepaar. In Rock und Jacke, mit bloßen Füßen lief die Frau hinaus, sehn, was es gäbe. Heulend und frierend stand Webermeisters „Großer“ draußen. „Mit dem Tonerl ist's aus. Gott schenk' der armen unschuld'gen Seel' die ewige Ruh'“, fuhr's durch den Kopf der Lehrerin, während sie den schweren Balken fortzog und öffnete. Sie fragte auch gar nicht, sondern zog nur den kleinen „Großen“ in das warme Zimmer, während sie sich in fliegender Hast zurecht machte. „I soll erst no schnell zum Pfarrherrn laufen“, schluchzte der Bub'. „Also lebt er noch? Na, danachern ist ja noch nicht alle Hoffnung vorbei, brauchst nicht also zu flennen, Buberl“, und sie streichelte tröstend den Lockenkopf des Knaben, der sich mit dem Rockärmel Augen und Nase putzte. „'s ist ja ni der Tonerl, d' Mutter, d' Mutter“, jammerte Pepi. Die Lehrerin fuhr zusammen. „Ka Tropfen Blut hätt' ich geben, hätt' mich derzeit einer ang'stochen“, versicherte sie später, wenn sie von der Nacht erzählte. „Dei Mutter — Jesus, Maria und Josef, was hat's mit ihr?“ Pepperl berichtete nun konfus und stockend. Schon nach acht habe es angefangen. Der Vater habe ihn zur Wehfrau geschickt, weil die Mutter geklagt habe, ihr sei „so viel sehr“ schlecht, vielleicht wisse die ihr zu helfen. Dann, als diese gekommen war, hatte die Mutter ihn zu Bett gehen heißen „und ist a so gar gut g'wesen, immer noch amal hat's mir G'sicht g'streichelt“. — Er sei erst erwacht, als der Vater ihn geweckt habe, die „Frau Mahm“ und den Pfarrherrn zu holen. Nun stapfte die Lehrerin so schnell in der finstern, kalten Novembernacht die Dorfstraße entlang, wie kaum je am hellen Tag. Aber sie kam doch schon zu spät. Als sie die Tür öffnete, löschte die Wehfrau gerade die „Kerzen“ aus, die sie der

Sterbenden, wie's üblich ist, vorgehalten hatte, und der Webermeister schickte sich an, in die Pfarrei zu gehn, um dem hochwürdigen Herrn den unnötigen Weg zu ersparen. Die Lehrerin ließ sich von der Wehfrau die kurze Krankheits- und Sterbegegeschichte der Weberin erzählen. Sie wußte nicht, was „nervös und sensitiv“ ist, aber die laute, schallende Stimme des Weibes, das mit einem gewissen Behagen das Thema breit trat, tat ihr weh. Sie schickte die Frau fort, die alte Tintsin zu holen, um mit dieser — der Leichenfrau — das Waschen und Anziehen der Toten zu besorgen. Dann trat sie zum Tonerl, der, mit dem Gesicht gegen die Wand, regungslos da lag. Sie beugte sich über ihn, denn sie wußte, daß er nicht eingeschlafen war, wie Vater und Wehfrau meinten. Sie fuhr mit der Hand über das zuckende Gesichtl, das, kaum weniger bleich als das der toten Mutter, in den blaugewürfelten Kissen lag. Und da schaute das Kind auf. Tränenlos, aber wie versteinert in Schmerz und Jammer: „Warum hat mi's Mutterl ni mitg'nommen? Sie hat's mir's doch tausendmalig versprochen, mie geh'n z'sammen; i sollt' nur auf sie warten, hat's mie all'weil g'bitt! Und jehet, jehet, hat sie halt nie auf mie g'wart' und ist alleinig g'angen und hat mie z'rück g'lassen. Mutterl, Mutterl . . .“

Die Lehrerin war nicht die einzige, die nach dem Tode der Rotterin sich des armen Tonerl annahm. Alle Bäuerinnen und Häuslerinnen des Dorfes wetteiferten, dem armen kleinen Lazarus etwas Liebes und Gutes zu tun. Aber schon bei der Totenbeschau, als der Arzt ins Haus kam, ließ er ein Wort von „Krankenhaus“ fallen. Nach acht Tagen kam er wieder, schüttelte den Kopf, murmelte zum Webermeister etwas „von gleich wiederkommen“ und fuhr zur Schule. Dort verhandelte er eine Viertelstunde lang mit dem Lehrer und seiner Frau. Das Kind habe eine überraschend zähe, widerstandsfähige Konstitution. Es würde noch Wochen, selbst Monate dauern. Ohne regelmäßige Wartung und Pflege aber könne der Bub' nicht liegen bleiben, und so brav sich die Frauen der Nachbarschaft auch alle zeigten, das Rechte wäre es doch nicht. Es sei seine Pflicht als Arzt, auf die Abgabe des Kleinen an das städtische Krankenhaus zu dringen. Der Lehrer sah das völlig ein. Die Frau aber war schwerer zu überzeugen, und erst als der Arzt ungeduldig wurde, gab sie nach und verstand sich dazu, den Vater „bereden“ zu helfen. Verweint und blaß begleitete sie den Arzt.

Der Webermeister wollte erst lange nichts davon wissen und war allen Vorstellungen von „besserer Pflege“ — „Linderung der Schmerzen“ — „immerhin mögliche Genesung“ gegenüber taub. Als aber der Doktor, seine Leute wohl kennend, fallen ließ, daß ein Armutszeugnis wohl zu erlangen und mit diesem ein Freiplatz zu erringen wäre, gab Rotter merk-

würdig rasch seine Einwilligung. Tonerl selbst blieb völlig apathisch. Er wartete geduldig und hoffnungslos, bis es auch mit ihm „so weit“ wäre, und er seinem Mutterl folgen könnte.

Vierzehn Tage nach der Beerdigung der Mutter brachten ihn der Vater und die Lehrerin nach Sch. ins Spital. Der Dorfvorsteher hatte das verlangte Armutzeugnis anstandslos ausgestellt. Mein Gott! Arm war der Bub' doch gewiß, und auch der Vater hatte nichts Überflüssiges. Seine Gemeinde wurde ja damit nicht belastet, und die Städter, die mochten nur ruhig zahlen. Ein Bauerngewissen ist kein all' zu empfindliches Ding, und hier sprach ein groß Teil Mitleid und Gutmütigkeit auch mit.

Nun war Weihnacht, Neujahr, heilige drei König vorbei, und Toni Rotter lebte noch immer. Die Lehrerin war vor dem Fest einmal in der Stadt gewesen, ihn zu besuchen, und hatte ihn unverändert gefunden, doch fühlte sich das Kind zufrieden und wohl geborgen. Zu Lichtmeß kam an den Vater die Anfrage, ob er sich einverstanden erkläre, daß dem Knaben das Bein amputiert würde. „Z' was den armen Kerl noch a so plagen“, brummte Rotter, willigte aber ein. Er nahm sich auch fest vor, den Buben „noch amal“ zu besuchen. Aber im Winter ist's beschwerlich und unbequem. Es gab auch viel Arbeit, und so verschob er es von Woche zu Woche. Die Lehrerin sah er jetzt selten. Sie hatte nichts mehr im Weberhause zu tun und zu helfen und ging dort hin, wo sie nötiger war. Als ihr Mann ihr die Kunde von der Amputation brachte, weinte sie bitterlich. „Das arme Hascherl, das! Was die Doktorn erst noch an ihm 'rum schnatzeln. Ich hab's ja g'wußt, daß sie ihm noch was antun wern“, lautete auch ihre Klage. Der Tonerl war rettungslos dem Tode verfallen, das stand bei allen so fest wie das Amen im Gebet.

Um so maßloser war das Erstaunen, als es anders kam. Nach Ostern erhielt der Webermeister abermals einen Bericht von der Spitalleitung. Er wurde kurz aufgefordert, sich Sonntag Vormittag, den so und so vielten, dortselbst einzufinden. Es paßte ihm gar nicht. Er ging auf Freierrfüßen und wollte es just an dem Tage „gwiß“ (fest) machen. Als alter Soldat aber war er das folgen gewöhnt, und so tat er's auch diesmal. Überdies nahm er fest an, es gelte „Abschied z'nehmen“ vom Tonerl. Er versprach dem Lehrer, ihm abends im Gasthause das Resultat seiner Wanderung mitzuteilen.

Später als gewöhnlich kam der Lehrer an dem Abend heim. Die Frau erwartete ihn, aufrecht im Bett sitzend, mit weit offenen Augen, voll lebhafter Teilnahme. „Na, was hat's mit dem Tonerl? 's geht wohl zu End' mit dem armen Schaserl? So red' doch nur schon!“ drängte sie den Gatten. Der zog sich umständlich mit dem Stiefelknecht die Schuhe aus-

„Ja, Schnecken! G'sund wird er. In vierzehn Tagen, drei Wochen soll ihn der Vater holen.“ Die Lehrerin wurde ganz rot im Gesicht vor Freude; die guten Blauaugen füllten sich mit Tränen. „Jefas na, Jefas na, die Gnaden, die Gnaden! Wenn das sei Mutterl d'erlebt hätt! O, du mein lieb's brav's Tonerl du, wie ich mich auf dich freu!“ „Was sagt denn der Vater dazu?“ „Schimpfen tut er wie g'druckt, und ein Kausch hat er sich ang'hängt. Achtzig Gulden soll er geben auf ein künstliches Bein, und zu einem Schneider in d' Lehr soll der Tonerl. Das ist auch nicht uma-sonst. Das fehlt ihm jetzt grad', wo er die Isidor Theke heiraten will, die keinen lumpigen Kreuzer hat, und er für alles selbst aufkommen muß, von der Hochzeit ang'fangen. Nur reiche Leut' könnten sich's d'erlauben, einen Krüppel in der Familie groß zu ziehen. Ruhig sterben hätten's den Buben lassen sollen, dann wär' allen Teilen besser g'schehn, — sagt der Webermeister“, und so sprechend warf sich der Lehrer ins Bett, daß es krachte. Ein bißl vom Kotter seinen Kausch hatte auch er abbekommen.

Jagdschloß Promnitz.

Von

Mar Niedurny, Orzesche.

Du träumend Schloß am blauen See
 Voll Kunst und doch so schlicht,
 In stiller Waldeseinsamkeit
 Stört dich der Taglärm nicht.

Dich hat einst eines Meisters Geist
 Gezaubert an den Strand,
 Nun stehst du da, ein Schmuck dem Forst
 Im Oberschlesierland.

Still ist's umher. Dort überm See
 Lugt scheu das Wild hervor,
 Und in den Wipfeln flüstert's leis
 Wie ferner Geisterchor.

Doch wenn im Herbst die Büchse knallt,
 Der See sich wiegt im Wind,
 Dann wird es laut ringsum im Forst,
 Ein Leben neu beginnt.

Dann zieht ein Genius ins Schloß
 Und küßt die Jagdtrophän,
 Und wünscht, daß neues Weidmannsheil
 Den Schützen möcht' ersteh'n.

Das Kirchlein.¹⁾

Von

Mar Niedurny, Orzesche.

 In Kirchlein steht auf Bergeshöh,
 Umrauscht von Tannenduft,
 Und ihm zu Füßen rund herum
 Sich reiht Grust an Grust.

In seines Türmleins lichtigem Gold
 Der Sonnenstrahl sich bricht,
 Am Abend kündet flammenschein
 Von fern die nächt'ge Schicht.

Es grüßt die Menschen alt und jung
 Im Sonn- und Werktagskleid,
 Und mischt sich mit des Glöckleins Schall
 In ihre Freud', ihr Leid.

Es grüßt der Berge blaue Reih',
 Vom Winterschnee bedeckt,
 Den Klimczok, dessen dunkles Haupt
 Ins Wolkenmeer sich reckt.

Es blickt hinaus, wo Qualm und Rauch
 Ins Sonnengold sich mischt,
 Wo nicht bei Nacht, bei Tage nicht
 Der flammen Sprüh'n erlischt.

Tief unten kreischt im Dampf das Rad,
 Der Wagen ächzt im Gleis,
 In all den Drang äugt scheu das Reh
 Durch dunkles Tannenreis.

¹⁾ Laurentiuskirche auf dem gleichnamigen Berge in Orzesche, Kreis Plesß.

Und manches Herz, das trostlos irrt
 Und seufzt in schwerem Drang,
 Es richtet seinen Blick zur Höh,
 Zum Kirchlein seinen Gang.

Du Kirchlein auf der Bergeshöh
 Im lieben Heimatland,
 Das eine wünsch' ich immer dir:
 Es schirm' dich Gottes Hand!

Juden und Aristokraten.

Eine oberschlesische Novelle

von

Paul Albers, Schloß Ober-Marklowitz.

(Schluß.)

V.

In dem Boudoir der Gräfin standen zahlreiche Kasten und Kisten umher; ein Teil derselben war bereits vollgepackt, andere wurden noch von der Gräfin und ihrer Jose mit Kleidungsstücken, Schmucksachen und sonstigem Hausrat angefüllt.

Graf Amadeus betrat erregt das Gemach.

„Du willst mich also auf jeden Fall verlassen?“ fragte er.

„Auf jeden Fall.“

„Nun, wie Du willst! Der Fritz bleibt aber hier.“

„Er bleibt nicht hier.“

„Ich werde es bei Gericht schon durchsetzen.“

„Die Gerichte entscheiden nach dem Gesetz. Wenn Du es wünschst, reiche ich die Ehescheidungsklage wegen Ehebruchs ein. Das Kind muß mir zugesprochen werden.“

„Du würdest Dich also nicht schämen, einen öffentlichen Skandal zu provozieren?“

„Ich habe mich meiner Handlungsweise nie zu schämen, ich will aber von der gerichtlichen Scheidung Abstand nehmen, wenn Du mich mit meinen Kinde unbehelligt zu meinen Eltern gehen läßt. Sonst muß ich es gerichtlich erzwingen.“

„Hä — Hä! Du gehst ja nur deshalb fort, weil Du fürchtest, Dein Vater müßte wieder ein paar Judentaler für mich bezahlen.“

„Ich verbiete Dir, meinen Vater zu schmähen“, erwiderte Jenny hochaufgerichtet und den Grafen mit Verachtung vom Scheitel bis zur Sohle messend. — Ich gehe fort, weil es für mich unwürdig wäre, auch noch eine Stunde länger an Deiner Seite zu verweilen und weil Dein Leben ein schlechtes Beispiel für mein Kind wäre. Wenn Du in Geldverlegenheiten bist, wende Dich an meinen Vater. Ich werde ihn bitten, weil Du der Vater meines Sohnes bist.“

Der Graf zischte ein Fluchwort zwischen den Zähnen und verließ ungestüm das Zimmer.

„Frau Gräfin sind aus einer schwachen eine starke Frau geworden. So ist's recht. Der Graf hat's verdient“, sagte die Jose.

„Behalte Deine Gedanken für dich, Sophie; ich wünsche nicht, daß Du in meiner Gegenwart Urteile über den Grafen fällst. Hier, schließe diesen Koffer.“

Einige Stunden später verließ die Gräfin mit ihrem Sohne und der Jose das Schloß. Der nächste Expreszug brachte sie nach Berlin.

Auf dem Schlesiſchen Bahnhof erwarteten sie die Eltern, frühzeitig ergraute und schmerzgebeugte, alte Leute.

„Mein Gott, Vater, Du bist ja ganz grau geworden?!“

„Der Gram bleicht das schwärzeste Haar!“

„Ach, — und Du Mutter —!“

Die beiden Damen weinten bitterlich.

Einige Passanten blieben unwillkürlich stehen.

„Du“, sagte der eine zu seinem Begleiter, „das muß kein freudiges Wiedersehen sein!?“

„Ach was! das sind reiche Juden!“

Nach wenigen Jahren also schon öffnete das Bankierhaus dem einzigen, unglücklichen Kinde seiner Eigentümer wieder die heimatlichen Tore, durch die es, reich an Hoffnungen und geschmückt mit der Grafenkrone nach Oberschlesien hinausgezogen war.

Über den Pforten der getäfelten Tore prunkte noch immer, wie damals, des Kaufhauses Wahlspruch: „Nur aus Arbeit wächst der Segen!“

Ohne Überhebung konnte der Bankier diesen Spruch über den Eingang seines Heims setzen; denn er hatte sein ganzes Leben lang gearbeitet, viel gearbeitet, redlich und auch mit viel Glück.

Redlich arbeitete er auch heut noch; denn das lag in seiner Hand. Aber das Glück war ihm seit der Verheiratung Jennys doch einigermaßen untreu geworden, das häusliche sowohl, als auch das geschäftliche. Immerhin

aber hielt er sich, obwohl auch der Leipziger Bankkrach nicht ohne Rückwirkung an seinem industriellen Unternehmen vorübergegangen war, noch Zeiten hindurch auf der Höhe der Situation und bezahlte auf das flehen seiner Tochter hin auch etliche Male noch die Schulden seines leichtsinnigen Schwiegersohnes.

Alle Bitten des Letzteren mochten indessen Jenny nicht zu bewegen, zu ihm zurückzukehren.

Sie lebte jetzt schon wieder das zehnte Jahr in Berlin bei ihren Eltern, völlig zurückgezogen und ausschließlich besorgt um das Wohl ihres Sohnes und ihrer Eltern.

Fritz hatte die Kadettenschule absolviert und stand als Fahnenjunker bei einem Garderegiment.

Nichts von dem väterlichen Leichtsinne war auf den bildschönen, bei Kameraden und Vorgesetzten beliebten jungen Mann übergegangen. Denn er war sich dessen bewußt, daß er den einzigen Trost seiner vereinsamten, geliebten Mutter bildete. Er mied das Kartenspiel, das soviel Unglück über das elterliche Haus gebracht hatte, wie Gift und ging häuslicherisch mit den reichlichen Zuschüssen seines Großvaters um. Alljährlich besuchte er während des Urlaubs den Vater; aber ein inniges, zärtliches Verhältnis bildete sich zwischen Beiden nicht heraus. Denn Fritz liebte seine Mutter über alles und Graf Amadeus konnte es sich nicht versagen, über sie in seiner Gegenwart lieblose und bissige Bemerkungen fallen zu lassen.

Recht verstimmt kehrte er von einer solchen Urlaubsreise zurück.

„Mama“, sagte er, als er sich mit der Gräfin allein im Zimmer befand, „ich fürchte, in Oberschlesien steht's schlecht. Papa kam mir ganz ratlos vor und der Inspektor, den ich nach den Verhältnissen ausfragte, schüttelte nur den Kopf. Ich konnte aus ihm nichts herausbekommen. Vielleicht hat ihm Papa verboten, mir Näheres mitzuteilen. Papa gab mir diesen Brief für Dich mit. Du sollst ihn allein lesen.“

Nicht ohne innere Angst nahm die Gräfin das Schreiben in Empfang, bat Fritz, sie allein zu lassen und las:

„An die Gräfin Jenny von Desposetti geb. Meier.

Ich brauche binnen 8 Tagen 220 000 Mark. Wenn ich das Geld nicht erhalte, wird das Gut subhastiert.

Eugen Amadeus Graf von Desposetti.“

Die Gräfin bebte am ganzen Körper.

„Ist das ein Mensch!“ sprach sie finster vor sich hin. — „Er verdient kein Mitleid. Und doch will ich's noch einmal versuchen.“

Sie ging in das Comptoir ihres Vaters, reichte ihm schüchtern den Brief hin und harrete mit zurückgehaltenem Atem der Antwort.

„Verloren!“ rief dieser entsetzt aus, „alles verloren! — — Auch Deine Mitgift, Jenny! — Denn ich kann keinen Pfennig mehr zahlen. Ich selbst muß liquidieren. Dein Mann hat mich so enorme Summen gekostet, daß mein Kredit erschöpft ist . . . Dazu die augenblickliche Baisse. Er ist ruiniert und wir sind ruiniert. Wir sind Bettler.“ —

„Bettler?“ wiederholte Jenny tonlos, „Bettler? Bleibt uns nichts?“

„Ein kleines Kapital, von dessen Zinsen wir spärlich leben könnten. Ich hoffte immer noch darauf, daß Dir und Fritz die auf dem Gute eingetragene Mitgift von 800 000 Mark verbleiben würden. Wenn das Gut aber subhastiert wird und die Mitgift ausfällt, ist so gut, wie gar nichts mehr vorhanden. Was soll aus Dir, was aus Fritz werden?“

Die Gräfin, die bleich wie die Wand geworden war, schwieg eine Weile, dann aber sagte sie ruhig und voll Selbstbeherrschung:

„Es war Unrecht von Dir, lieber Vater, mich in Deine Verhältnisse nicht völlig einzuweißen. Denn ich hätte sonst von Dir diese Riesenopfer nicht verlangt. Deine übergroße Liebe hielt Dich ab, mir klaren Wein einzuschänken. Wenn die Sachen aber so stehen, müssen wir uns eben nach der Decke strecken. Ich werde dem Grafen die Augen öffnen. Das Gut wird also zur Subhastation kommen und ich jedenfalls die Mitgift verlieren. Amadeus muß Arbeit suchen; wo und welche, ist seine Sorge. Fritz muß in ein billiges Regiment übertreten und eben ohne Zuschuß existieren, da er ja in wenigen Tagen das Leutnantspatent erhält. Ich werde irgendwo in einem Geschäfte nach Arbeit fragen und solche finden. Mein Verdienst und die Zinsen des kleinen, Euch verbleibenden Kapitals werden ausreichen, um uns zu ernähren. Es geht eben nicht anders.“

Der Bankier wollte seinen Ohren nicht trauen. Eine Zeit lang starrte er sprachlos Jenny an. Dann rollten ihm die Tränen über die abgehärmten, gefurchteten Wangen. Er streckte seine Hände nach der Tochter und sagte schluchzend:

„Komm' her, mein willensstarkes Kind! Diese Stärke liegt in unserer Kasse.“

VI.

An der schwarzen Tafel des Amtsgerichts stand die Bekanntmachung des Termins, an welchem das Desposetti'sche Rittergut zwangsweise versteigert werden sollte. Die Geschäftsleute, welche bei derartigen Subhastationen stets im Trüben fischen, gingen jedoch an dieser Bekanntmachung kalt und interesselos vorüber; denn das Gut war schon wiederholt zur Zwangsversteigerung gestellt, der Antrag aber regelmäßig wenige Tage vor dem Versteigerungstermine seitens der Gläubiger zurückgezogen worden. Im

letzten Momente nämlich war bisher stets der Schwiegervater des Grafen für diesen eingesprungen und hatte die ungestümen Gläubiger befriedigt. Ein jeder im Amtsgerichtsbezirke kannte die Verhältnisse und war daher, wie sonst, fest davon überzeugt, daß der steinreiche Bankier wieder als deus ex machina auftauchen würde. Auch Graf Amadeus, der noch keine Kenntnis von dem Zusammenbruch des Hauses Meier hatte, lebte dieser frohen Hoffnung und kümmerte sich wenig um den Versteigerungstermin.

„Eh' der geizige Jude das schöne Gut subhastieren läßt, rückt er noch einmal 'raus“, sagte er lachend zu Landrat von Wittgenstein, der ihn zufällig auf der Post traf, als er den Einschreibebrief an Jenny dem Beamten übergab. — Diesmal muß er verdammt bluten. Über zweimalhunderttausend Mark. Na, was sollte er sonst mit seinem vielen Gelde anfangen, wenn ihm nicht der Herr Schwiegersohn dann und wann 'mal zur Ader ließe? — Hä! Du kommst doch bestimmt zu meiner Treibjagd, Wittgenstein?“

„Wenn's irgend möglich ist, komm' ich, Amadé. Auf Wiedersehen!“

Bald darauf fand die Jagd statt, etwa zehn Tage vor dem Versteigerungstermine.

Alle die alten Jagdfreunde waren vollzählig erschienen, von Wittgenstein, Graf Auerspach, von Bittkowski, von Morgenbecher, von Ehrenstein und wie sie sonst noch hießen. — Fast zwei Decennien waren seit jenem Jagdabend verstrichen, an welchem Amadeus seinen Austritt aus dem Junggesellenleben gefeiert hatte. Einen wesentlichen Unterschied zwischen dem damaligen und dem heutigen Feste hätte jedoch ein objektiver Zuschauer kaum wahrnehmen können. . . . Dieselbe Lebensfreude, derselbe holde Leichtfinn und dieselbe Ungezwungenheit! Nur hie und da erglänzte ein Scheitel kahl oder grau, den damals noch üppiges, dunkles Haupthaar bedeckt hatte. Nach dem Rate des Apostelfürsten: „heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser“, waren die Jagdfreunde bis auf Wittgenstein und Amadeus unvermählt geblieben. Aber auch diese beiden fühlten sich „ganz Junggesellen“. Dem Landrat von Wittgenstein, dessen junge, steinreiche Frau im ersten Wochenbette gestorben war, half die Mitgift über den Verlust der Gattin hinweg. Als kinderloser, plötzlich wohlbegüterter Witwer suchte er Vergessen in der Weltfreude, was ihm auch vorzüglich gelungen war. Und Amadeus wußte ja seine Frau und Fritz in guter Obhut und treuen Händen. Warum sollte er also trüben Gedanken nachhängen? Das Leben ist so schön, so lustig und lebenswert, wenn man es nur richtig anfacht und sich von ihm nicht meistern läßt! Eine Wiener Damenkapelle hatte Amadeus diesmal zum Jagdessen nicht engagiert; denn als „separierter Ehemann“ fürchtete er doch ein

klein wenig den scharfen Klatsch der Nachbarschaft. Nichtsdestoweniger aber hatte er anderweit für annehmbare Genüsse gesorgt; vorzügliche Speisen — köstliche Weine — die feinsten Cigarren und ein fideles Zeuchen! Auch servierten neben den Dienern allerliebste Dienstmädchen, die wegen eines derben Wizes oder drastischen Handgriffs nicht sogleich erröteten. Kurz, es ging alles nett und gemütlich zu bis gegen Mitternacht. Die Herren saßen bereits an den Spieltischen in rosigster Sektlaune, als der Kammerdiener dem Schloßherrn eine Depesche überreichte. Nachlässig öffnete sie dieser. Über sein Antlitz zuckte ein jäher Schreck — aber nur eine Sekunde lang. Gleichgültig steckte er das Blatt Papier in die Rocktasche und befahl ebenso gleichgültig dem Diener: „Der Postbote kann gehen. Gib ihm aber vorher noch ein Stück Braten, Johann“. Er spielte weiter und stürzte hastig einige Gläser Sekt herunter. Da er unaufmerksam setzte, verlor er hintereinander.

„Auf die 5 einen braunen Lappen“, rief er, indem er einen Tausendmarkschein auf den Tisch warf. Auch dieser Schein wanderte in die Hände des Bankhalters.

„Donnerwetter, jetzt bin ich blank“, lachte er, „entschuldigt mich ein paar Minuten. Ich geh' nur nach meinem Zimmer, um frisches Moos aus dem Tresor zu holen.“

„Der Amadé setzt heut, wie besessen“, sagte Herr von Morgenbrecher, als der Graf den Spielsalon verlassen hatte, „er muß den Schwiegerollen 'mal wieder ordentlich gerupft haben.“

„100 Mark auf die 6.“

„Die Sieben hat geschlagen!“

„Der Landrat hat heut ein unverschämtes Schwein!“

„Ich halte die Bank nicht weiter.“

„Aha“, lachten die anderen, „er hat ein paar Tausender „gesenkt“ und kriegt „kalte Füße.““

„Ich übernehme die Bank!“ sagte hastig von Bittkowski.

Die anderen grupperten sich um ihn und das Spiel begann von neuem.

Graf Amadeus war inzwischen nach seinem Schlafzimmer gestürzt. Er zündete eine Kerze an, zog die Depesche aus der Tasche und las sie nochmals: „Vater hat liquidiert. Alles verloren. Jenny.“

Rot tanzte der Kerzenschein auf der rotsamtnen Tapete des Gemaches. Die Buchstaben auf dem Papiere tanzten mit, rot, gelb, schwarz — sie wurden immer schwärzer und schwärzer . . . auch vor den Augen des Grafen dunkelte es — aus seinem weingeröteten Gesichte war jede Farbe geschwunden — er sah fahl und blaß aus. Er taumelte und setzte sich auf den Divan.

Um ihn herum war es mäuschenstill. Nur leise und dumpf klang aus der unteren Etage das Lachen und Lärmen der Jagdgäste zu ihm herauf.

Er stierte und starrte vor sich hin.

Neben ihm stand ein entsetzliches Gespenst — das Elend — und legte die knöcherne Hand auf seine Schulter.

„Was willst Du nun machen?“ flüsterte es, „in wenigen Tagen ist Dein Gut subhastiert und Du bist ein Bettler . . . Steine klopfen kannst Du nicht . . . Dein Weib und Dein Kind hast Du um alles gebracht . . . Durch Deinen Leichtsinm . . . Sie sind Bettler, wie Du einer bist . . . Wenn Du nichts besitzt, werden Dich Deine guten Freunde nicht mehr kennen . . . Sie werden schnell auf die andere Seite gehen, wenn sie Dich treffen . . . Was willst Du machen? . . . Du bist ein Edelmann . . . Du kannst und darfst nicht arbeiten, wie die Tagelöhner auf den Äckern, die Dir gehörten . . . Du hast eine Herrennatur . . . Was willst Du machen? . . . Sieh, dort an der Wand hängt Deine gute flinte . . . Selten hast Du Dein Ziel gefehlt . . . Denn Du bist eine Herrennatur . . . Nimm sie! . . . Stirb, wie ein Edelmann . . . Dein Weib und Dein Kind? Was fragst Du? . . . Du kannst sie nicht retten! . . . Mögen sie auch sterben, wie Du . . . Hör' nur, wie die da unten lachen! . . . Bald werden sie Dich auslachen . . . weil das Leben kein Leben mehr für Dich ist . . . Folge mir! . . . Nimm' die flinte! . . . Nimm! Nimm!“ — —

Entsetzt sprang Amadeus auf; wie von einer dunklen Macht getrieben, rieß er die flinte von der Wand, steckte hastig eine Patrone in den Lauf, legte die Stirn auf den Lauf und — drückte den Hahn. — —

Ein dumpfer Knall erdröhnte im Schlafgemach. Die Gäste hatten ihn nicht gehört, wohl aber Johann, der Kammerdiener.

Er stürzte in das Gemach. Der Schreck lähmte seine Glieder. Am Boden lag leblos der Graf, neben ihm die flinte und rotes Blut rieselte aus seiner Schläfe auf den Smyrnateppich.

Rot tanzte der Kerzenschein auf der rotsamtnen Tapete.

In dem roten Blute lag die zerknitterte Depesche.

Mit zitternden Händen hob sie der Diener auf und las. Er begriff alles. Sanft bettete er den Leichnam auf den Divan, wusch das Blut von der Stirn, reinigte den Teppich, hing die flinte wieder an die Wand und ging nach dem Spielsalon. Hier rief er den Grafen Auerspach bei Seite und flüsterte ihm ins Ohr. Auerspach stand zunächst einige Sekunden wie versteinert da. Bald aber faßte er sich und sagte mit bewegter Stimme:

„Meine Herren, wir müssen das Spiel abbrechen; unser lieber, guter Amadé ist plötzlich am Herzschlag verschieden.“

VII.

„Wissen Sie schon das Neueste, Grünfelder?“ rief der Kaufmann Bornstein seinen Nachbarn über die Straße zu, „der Graf Amadeus von Desposetti ist gestern Nacht am Herzschlage gestorben. Übermorgen ist das Begräbnis.“

„Wie heißt, das Naieste?“ antwortete der Getreidehändler, „ich kann Ihnen noch 'was Naieres sagen. Sein Schwiegervater hat pleite gemacht und das Gut kommt dies Mal doch „zur Supasta“.“

„Was Sie sagen?! Es wird wirklich subhastiert? Woher wissen sie das?“

„Woher soll ich wissen? Sie kommen nich 'raus aus der Kreisstadt. Ich bin gestern in Berlin bei meinem Sohne gewesen und hait früh zurückgekommen.“

„Da wird den Grafen jedenfalls vor Aufregung der Schlag getroffen haben.“

„Man kann sagen so und man kann auch sagen so. Vielleicht war's nicht Herzschlag.“

„Wieso? Wieso?“

„Was Sie naigierig sind, Bornstein. — Was soll ich mir verbrennen die Zunge? Was geiht's mich an? — Aber wissen Se: Diesmal wird sein ein Gerenne um das Gut! Ich werd auch mitbieten.“

„Was, Sie? — Das Gut wird ja über anderthalb Million kosten, wenn nicht mehr.“ —

„Lassen Sie's kosten anderthalb Million. — Wird man's schaffen. Alles braucht doch nicht werden gleich bezahlt. Die Gräfin hat darauf achthunderttausend Mark stehen. Die wird sie nicht wiederschen.“

„Ach Gott, die arme Frau! Die hat schon 'was durchgemacht!“

„Was heißt durchgemacht? Hätt' se nich gewollt sein Frau Gräfin, sondern Frau Cohn oder Frau Mannaberg, wär' se hait keine arme Frau.“

„Man muß nicht so hart urteilen, Grünfelder. Wir wissen's nicht, wie's uns noch einmal ergehen kann.“

„Sie sind ein Humanitätsdusler. — Bei Geld hört die Gemiehtlichkeit auf; das is Geschäftsache.“ —

Bornstein schüttelte den Kopf und ging in seinen Laden.

„Der Grünfelder ist ein harter Geschäftsmann“, sagte er zu seiner Frau.

Indessen gab es in der Kreisstadt und Umgegend noch manchen anderen harten Geschäftsmann, der genau so dachte, wie der Getreidehändler Grünfeld, — trotz christlichen und adligen Namens, — ja sogar mit dem Charakter eines Geheimrats oder Amtrats, oder auch ohne Charakter. Denn Geld ist Geld. —

Graf Amadeus von Desposetti wurde in aller Stille begraben. Außer seinen nächsten Angehörigen folgten nur noch wenige Standesgenossen dem Sarkophag.

Wenige Tage nach dem Begräbnisse fand der Subhastationstermin statt.

Eine große Anzahl Neugieriger stand gaffend vor dem Amtsgericht. Die Kauflustigen dagegen, etwa dreißig Personen, gingen erregt, gestikulierend, rechnend und spekulierend in dem Korridor vor dem Terminszimmer auf und ab, in dem das Meistgebot abgegeben werden sollte.

Punkt neun Uhr wurde auch „die Sache“ aufgerufen und die Bieter drängten, von Habgier getrieben, in den Terminsaal hinein.

Auf einer Bank in der äußersten Ecke nahm eine schwarzgekleidete, dicht verschleierte Dame Platz.

Der Amtrichter Stubezki verlas die gesetzlichen Bedingungen, unter denen er den Zuschlag zu erteilen hatte.

Er war ein kleines, häßliches Herrchen von 34 Jahren, kam sich selbst aber äußerst groß, wichtig und begehrenswert vor. „Ein Mann . . . ein Mann“, pflegte er zu sagen, indem er sich bemühte, sein abscheuliches Stottern zu verbergen, „von meiner Stellung, kann unter . . . unter . . . unter hunderttausend Mark nicht hei — hei — heiraten.“

Um größer zu erscheinen, als die Natur ihn geschaffen, ließ er sich von seinem Leibschuster zwei lederne Absätze an die Stiefeln nageln; da er aber trotzdem bei den Damen der Kreisstadt wenig Sympathie fand, suchte er während der Gerichtsferien alle Bäder Deutschlands und Osterreichs auf und stürzte sich mit wahren Heißhunger auf die Kurlisten; er ermittelte auch bald die wohlhabendsten Patienten und ließ sich deren Töchtern vorstellen. Zu einer Verlobung kam es bisher indessen nicht.

Heut kam sich Stubezki besonders wichtig vor; denn er war es ja, durch dessen Vermittelung das große Gut in anderen Besitz übergehen sollte.

„Ich fordere — fordere also — stotterte er — zur Abgabe von Ge — Geboten auf!“

„Ich biete eine Million!“ rief Grünfelder als Erster.

„Kautio legem!“ schrieen die anderen.

Ruhig trat Grünfelder an den Tisch und legte die von dem Richter geforderte Kautio in Tausendmarkscheinen hin.

„Ich biete eine Million und zweimalhunderttausend Mark.“

„Ich hunderttausend Mark mehr!“

„— Also eine Mi — Mi — Million dreimalhunderttausend Mark“, wiederholte der Amtsrichter indifferent und in geschäftsmäßigem Tone. — „Wer bietet mehr?“

„50 000 Mark.“

„100 000 Mark.“

Dumpfe Spannung brütete im Saale und eine längere Pause trat ein.

Die Herzen der Bieter klopften und pochten vor innerer Erregung und Habgier. Auch das Herz der verschleierten Dame pochte — nicht aus Habgier, sondern aus Furcht und Sorge. Denn ein Zuschlag für die zuletzt abgegebenen Gebote würde sie um ihre Mitgift gebracht und zur Bettlerin gemacht haben; — es war Jenny.

Minute auf Minute verrann . . .

„Eine Mi — Mi — Million viermalhundert tausend Mark“, verkündete wiederum Stubezski, „ist es das — das letzte Gebot?“ . . . Ich fordere noch — noch — nochmals auf. Zum ersten . . . zum zweiten. —

Die Tür des Terminszimmers wurde jäh aufgerissen. Ein Herr in einem langen, schwarzen Salonrock, den Überzieher auf dem Arm und den Cylinder in der Linken, betrat hastig den Saal.

„Graf Wangenstein“ . . . „Wangenstein“ . . . „der Millionär“, ging es flüsternd durch die Reihen der Bieter. — „Natürlich, der mit seinem vielen Gelde wird's billig kaufen“. — „Gegen den kommen wir alle nicht auf.“

„Wieviel ist geboten worden?“ fragte der Graf.

Der Richter nannte den Betrag.

„Dann biete ich zwei Millionen und 100 000 Mark!“

„Das ist die Summe der ein — ein — getragenen Schulden“, bemerkte der Richter, „auf diese Weise kommt die Gräfin Desposetti mit — mit — mit ihrer Mitgift zur Hebung!“ — — Ach, wenn ich doch solch' eine Mitgift erwischte! dachte er seufzend.

„Was bietet der Graf? — Was bietet er?“ riefen die Käufer aufgeregter durcheinander, ist er verrückt?! . . . Er hat sich nur versprochen.“

„Herr Graf haben sich wohl versprochen“, sagte Grünberger leise, indem er sich schmeichelnd an Wangenstein heranschlich, „Herr Graf können machen ein brillantes Geschäft. Bieten Sie anderhalb Millionen, ich schaffe Ihnen gleich einen Käufer, der Ihnen eine halbe Million mehr zahlt.“

„Mann, lassen Sie mich ungeschoren“, herrschte ihn der Graf an, „Sie machen sich strafbar! Was ich geboten habe, habe ich geboten. Wer bietet mehr?“

Alles schwieg erstaunt und bestürzt.

„Dann schlage ich Ihnen, Herr Graf Wangenstein, das Gut zu.“

Der Termin ist mithin beendet“, sagte der Richter und schloß das Protokoll.

Graf Wangenstein stülpte noch im Zimmer den Cylinder auf und drückte ihn tief in die Stirn.

Dem Amtsrichter schoß das Blut ins Gesicht. Wäre der Graf jetzt ein oberschlesisches Bäuerlein gewesen, so hätte es Stubeczki wegen Ungebühr mit drei Tagen Haft bestraft. Mit Wangenstein, dem reichen, einflußreichen Grafen mochte er aber nicht anbinden. Seinen Mangel an Mut entschuldigte er damit vor sich: „Was soll man mit der verdrehten Schraube anfangen? Der Mensch wäre imstande, alle Behörden in Bewegung zu setzen oder mich gar zu fordern.“

Als Wangenstein das Gerichtsgebäude verlassen hatte, hörte er leis hinter sich seinen Namen rufen.

Er drehte sich um.

„A, Sie — Gräfin!? Waren Sie denn auch oben?“

„Ja. Ich danke Ihnen Graf für Ihren Edelsinn. Sie haben eine Familie vor dem Verhungern gerettet.“

„Sie haben mir nichts zu danken, Gräfin. Wäre das Gut nicht zwei Millionen und einmal hunderttausend Mark wert, würde ich es nicht gekauft haben. Denn ich bin auch in gewissem Sinne Geschäftsmann, wenn auch nicht gerade von der Qualität der Güterauschlächter im Terminszimmer da oben. Diese Gesellschaft lauerte nur darauf, ein herrliches Besitztum für ein Spottgeld zu erwerben, Sie um ihre Mitgift zu bringen und das Gut zu zerschneiden. Na, um diese Spekulation habe ich die Kerle wenigstens gebracht; das ist mein ganzes Verdienst.“

„O nein Graf, Sie haben gehandelt, wie ein wahrer Edelmann handeln soll!“

„Aber ich bitte Sie! Wenn ich über die Grenze des berechnenden Geschäftsmanns wirklich ein wenig hinausgegangen sein sollte, so wär's meine verdamnte Pflicht und Schuldigkeit gewesen. Amadé war mein Freund und mein Kamerad. Wir standen, wie Sie wissen, im selben Regiment. Er gab aber auf meine Ratschläge nichts; ohne eigenen Schaden rettete ich jetzt wenigstens seiner Gattin, was ihr gehörte. Ubrigens kenn' ich Ihren Sohn, Gräfin. Er ist ein prächtiger Mensch. Nun wird er wohl wieder in sein Kavallerieregiment zurückkehren. Auch mit Ihrem Vater möchte ich ganz gern in Geschäftsverbindung treten.“ —

„Mein Vater hat alles verloren“ . . .

„Ich weiß es. Er selbst trägt keine Schuld daran. Amadé hat ihn zuviel gefostet und dann die unseligen Bankenkrache . . . Er hat während seines ganzen Lebens flug und ehrlich spekuliert; er hat gearbeitet! Bitte,

sagen Sie ihm, wenn er Lust hat, werde ich ihn an meinem Unternehmen in Galizien partizipieren lassen. Empfehle mich, Gnädigste.“

Ehe Jenny noch ein Wort des Dankes sagen konnte, war Wangenstein schon auf und davon.

Tränen der Freude rollten über die Wangen der bleichen Frau. Leise sprach sie vor sich hin:

„Das ist ein echter Aristokrat!“

Umschau.

Oberschlesien im Februar 1904.

Don
B. B.

Der Krieg zwischen Rußland und Japan und die Börse. — Industrielle Kombination zwischen der Oberschlesischen Eisen-Industrie-Aktiengesellschaft und der Bismarckhütte. — Eisenmarkt. — Kohlengeschäft. — Wetter. — Waterloo-Grube. Königsgrube. Königin Luise-Grube. Rybniker Bergrevier. — Kolonialverein. Handwerk und Handwerkskammer. — Bahnbau Jägerndorf-Katstcher. — Neue Grenzoderbrücke zwischen Koblau und Hruschau. — Neue Oderbrücke in Ratibor. — Coseler Oderhafen. — Marktpreise. Landwirtschaftliche Vereine. Saatemarkt in Leobschütz. Gesindeprämierung in Falkenberg. Bildung von kleinen Rentengütern aus Rittergütern. Blumenpflege durch Schulkinder. — Volksunterhaltungen. — Schulen. — Fürsorge. — Wissenschaft, Musik, Kunst. Kunstausstellung in Oberschlesien. — Kommunales. — Dziergowitz Feuerbrunst. — Sparkassenwesen. — Aus der Gesellschaft. Ernennungen.

Der Januar ging zu Ende, der Februar nahm seinen Anfang; aber in der ostasiatischen Frage war noch immer keine Entscheidung gefallen. Man vernahm ein ständiges Wechselspiel von Kriegstrompete und Friedensschalmei im internationalen Weltkonzert. Wohl alle kultivierten Völker auf der weiten Erde erfüllte die gleiche unruhige Stimmung: „Was wird die nächste Post oder der Draht in der nächsten Stunde aus Tokio und aus Petersburg bringen?“ Da schallte es mit einem Male am 9. Februar „Krieg!“ in die festfreundige Zeit des Prinzen Karneval als ernste Melodie hinein. In der heutigen Zeit, in der man bei den vorzüglichen und vielen Verkehrsmitteln fast keine Entfernungen mehr kennt, wecken die Geschütze selbst im entferntesten Erdenwinkel überall ein lebhaftes Echo. So verfehlte denn auch der

russisch-japanische Kriegsruf seine Wirkung nicht, sowohl im weiteren deutschen Vaterlande, wie auch in unserer engeren Heimat, im lieben ober-schlesischen Gau. Vornehmlich zeigte sich das an den ängstlichen Mienen der größeren Geschäftsleute und an den Zuckungen der Börse. Auf die Börse übte die Nachricht von der Eröffnung der Feindseligkeiten durch Japan in der Nacht vom 8. zum 9. Februar einen beinahe panikartigen Einfluß aus, die Werte schwankten beträchtlich. Obwohl dem Deutschen Reiche durch seine Interessen Neutralität im russisch-japanischen Kriege vorgeschrieben ist, so schützt uns die Neutralität doch nicht vor den Nachteilen, mit denen jeder Krieg zwischen zwei Großmächten auch für die unbeteiligten Staaten nach Maßgabe ihres Anteils am internationalen Handel verbunden ist; das bewies deutlich der Kassenssturz auf fast allen Gebieten, von dem auch Werte ergriffen wurden, bei denen eine ungünstige Einwirkung des Krieges nicht zu befürchten war, z. B. Brauerei- und Kohlenaktien. Solche schwere Börsenzeiten fordern ihre Opfer. Den Börsen wäre es in solchen Zeiten am zuträglichsten, wenn sie von größeren Schwankungen sowohl nach unten wie nach oben verschont blieben und ihnen Zeit gelassen würde, sich wieder innerlich zu konsolidieren. Die Meldungen über die kriegerischen Erfolge oder Mißerfolge der beiden feindlichen Staaten widersprachen sich mehr und mehr. Glücklicherweise tat da die Börse bald das, was für sie am zweckmäßigsten war; sie goß etwas Wasser in ihren Wein, d. h. es machte sich eine nüchterne Auffassung der Lage geltend, auf dem Markte zeigte sich Beruhigung, nach und nach bot die Börse wieder das Bild völlig zurückgekehrter Zuversicht. Und so traten denn auch bedeutende Preisbesserungen der im Vordergrunde stehenden Spekulations- und industriellen Kassenpapiere ein. Gegen Ende des Monats bewegten sich: Laurahütte Aktien von $213\frac{1}{2}$ — $216\frac{3}{4}$ — 216 , Donnersmarkthütte von 211 — $218\frac{3}{4}$, Oberschlesische Eisenbahnbedarfs-Aktien von $118,40$ — $123\frac{1}{2}$, Oberschlesische Eisenindustrie-Aktien $95\frac{1}{2}$ — $98\frac{1}{4}$ — $96\frac{3}{4}$, Oberschlesische Kokswerke 121 — $127\frac{1}{2}$, Kattowitzer Bergbau $203\frac{1}{2}$ — $210\frac{1}{2}$, Huldshinsky'sche Hüttenwerke 99 — $104\frac{3}{4}$ — $104\frac{1}{4}$. Zementwerte zeichneten sich durch lebhaftere Umsätze und durch merkliche Kursaufbesserungen aus; Oberschlesische Portland $136\frac{1}{2}$ — 144 , Oppelner 132 — $139\frac{1}{2}$, Groschowitzer $166\frac{3}{4}$ — 174 , Bogoliner Kalk $161\frac{1}{4}$ — $166\frac{2}{3}$; auch die Straßenbahn-Aktien erholten sich. Wenn also für die Börse das Schlimmste überwunden zu sein scheint, so daß allzu unangenehme Überraschungen kaum eintreten dürften, so erachten immerhin die Börsenkreise eine größere geschäftliche Zurückhaltung für geboten; die Folgen äußerten sich in einem nahezu belanglosen, ja schleppenden Geschäftsgange. Ängstliche Gemüter befürchteten, daß der Krieg auch Grenzschwierigkeiten mit sich bringen würde, von denen Oberschlesien

in Bezug auf sein geschäftliches und wirtschaftliches Verkehrsleben natürlich stark in Mitleidenschaft gezogen worden wäre. Aber diese Befürchtungen haben sich nicht erfüllt, im Grenzverkehr zwischen Rußland und uns hat sich nichts geändert.

Von den Einzelheiten aus dem Gebiete der oberschlesischen Montanindustrie während des Monats Februar muß das wichtige Ereignis in der industriellen Geschichte Oberschlesiens, der zwischen der Oberschlesischen Eisen-Industrie-Aktiengesellschaft Gleiwitz und der Bismarckhütte auf 5 Jahre abgeschlossene Vertrag, hervorgehoben werden, durch welchen eine Gemeinschaft der Walzeisenindustrie der beiden Gesellschaften erreicht worden ist. Die Vereinbarung bezweckt nicht nur eine gemeinsame Versorgung bezüglich der Roh- und Halbproduktmengen, sondern auch die Walzeisenerzeugung auf gemeinsame Rechnung. Dadurch ist in technischer und kaufmännischer Hinsicht ein bedeutungsvoller Zusammenschluß der Interessen auf dem Gebiete der Walzeisenerzeugung erzielt worden. Dabei bleibt den einzelnen Gesellschaften die selbständige Geschäftsgebarung belassen. Die beiden Werke bilden den größten montanindustriellen Komplex des Reviers, sie stehen auf der Höhe der modernen technischen Errungenschaften. Daß die Zusammenlegung der reichen Erfahrungen der beiden Gesellschaften namhafte Vorteile bringt, liegt klar auf der Hand; die sachgemäße Verteilung der Arbeit auf eine größere Anzahl Walzeisenstrecken hat eine Einheitlichkeit in der Fabrikation und wesentliche Betriebsersparnisse zur Folge. Generaldirektor Mary Bismarckhütte übernimmt das Amt eines technischen Beirats der Direktion der Oberschlesischen Eisenindustrie. Zur Entscheidung von Fragen, die ein beiderseitiges gemeinsames Interesse erfordern, wird aus den Aufsichtsräten der beiden Gesellschaften ein ständiger Ausschuß gebildet. Diese industrielle Kombination war recht geeignet, die Stimmung auf dem oberschlesischen Eisenmarkt zu befestigen, dessen Lage eine ziemlich verschärfte war unter dem Drucke der Ungewißheit über das Schicksal des Stahlverbandes und unter dem Eindrucke des Preiskampfes in Trägern zwischen der Königs-Laurahütte und den noch außerhalb des Trägerverbandes stehenden Firmen Kattowitzer Aktiengesellschaft und Huld-schinskywerke. Das übliche Frühjahrsgeschäft fing an, sich zu entwickeln. Um die Mitte des Monats trat ein Zuwachs von Arbeit bei fast allen oberschlesischen Hüttenwerken ein. Die Beschäftigung auf den einzelnen Walzstrecken war ziemlich gut, die Bestellungen mehrten sich. Der Preis für Universaleisen stand allgemein auf 105 Mark, während in der ersten Hälfte des Monats zu 100 Mark für die Tonne abgeschlossen wurde. Das Auslandsgeschäft entwickelte sich in be-

friedigender Weise, es liefen Bestellungen ein zu Grundpreisen von 100 bis 110 Mark für nähere Länder, 97 bis 100 Mark für überseeische Gebiete. Der Schienenmarkt war lebhaft, in Grobblechen stiegen die Bestellungen, Schiffsbleche gingen gut, Feinbleche mittelmäßig, der Markt in Walzdraht und Drahtstiften wurde Ende des Monats wesentlich lebhafter. Der amerikanische Wettbewerb machte sich weniger fühlbar, deshalb wurde auch die Ausfuhrfähigkeit erheblich größer. Walzdraht kostete aus Flußeisen 112½ bis 117 Mark, Puddeldraht 155 bis 157½ Mark die Tonne. Das Geschäft in Roheisen war lebhaft, besonders machte sich auch eine rege Ausfuhr nach Rußland bemerkbar. In den Kreisen des ober-schlesischen Roheisensyndikats wird beabsichtigt, die Produktion durch Anblasen eines Hochofens zu erhöhen.

Weniger günstig war das Kohलगeschäft, welches zum nicht geringen Teile vom Wetter abhängt. Und dieses war für das Kohलगeschäft und auch im allgemeinen kein sonderlich gutes. Fast frühlingsartig war die Witterung in der ersten Monatshälfte; am 12. Februar stellten sich starke, sturmartige West- und Nordwestwinde ein, die hier und da an Gebäuden, Bäumen u. s. w. merklichen Schaden anrichteten. Um die Mitte des Monats wurde die Witterung etwas kälter, am 15. trat Schneefall ein, der am 18. sogar ziemlich stark war. Da wurden dann in einzelnen Gegenden Oberschlesiens die Schlitten hervorgeholt, und lustig ertönte das Schellengeläut in die prächtige Winterlandschaft hinein. Freilich dauerte das Vergnügen nicht lange. Am 19. Februar schwoilen infolge bedeutender Schneeschmelze einzelne Wasserläufe erheblich an, doch ohne nennenswerten Schaden anzurichten. Am 23. wurde das Wetter noch winterlicher; allerdings fehlte in den meisten Teilen Oberschlesiens der für eine gute Schlittenbahn erforderliche Schnee, so daß dem schönen Sport des Schlittenfahrens nicht lange gehuldigt werden konnte. — Die Gruben waren fast alle ziemlich regelmäßig beschäftigt; Feierschichten waren im allgemeinen nicht mehr zu verzeichnen, als sonst in dieser Zeit üblich sind. Im großen und ganzen konnte also der ober-schlesische Bergmann mit seinem Durchschnittsverdienst im Februar zufrieden sein. Das gesamte ober-schlesische Bergwesen nimmt stetig an Umfang zu. Auf der Waterloo-grube entwickelt sich zwecks Errichtung einer neuen Schachtanlage zwischen Domb und Josefsdorf eine rege Bautätigkeit; die neue Anlage wird mit der alten durch eine Luftseilbahn verbunden werden. Der im Chorzower Walde abgeteuft „Waldschacht“ der Königsgrube wird behufs Lösung des Sattelflözes auf die 168 m-Sohle nachgeteuft werden. Auf dem Westfelde der Königsgrube werden umfangreiche Betriebserweiterungen und Verbesserungen vorgenommen, sowohl unter wie

auch über Tage; unter Tage wird im Heintzmannflöz eine Bremsstrecke für elektrischen Betrieb eingerichtet, außerdem wird eine Ausdehnung des elektrischen Betriebes auf eine Bremsstrecke des Gerhardsflözes und auf die übrige Streckenförderung geplant. Auf dem Südfelde der Königin Luisegrube ist zur Bewältigung etwaiger Wasserschwierigkeiten eine elektrische Wasserhaltungsmaschine auf der 320 m Sohle eingebracht worden; dieselbe besteht aus zwei Expreszpumpen, die bei 120 Touren je $4\frac{1}{2}$ cbm Wasser in 1 Minute zu 340 m heben. Auf der Emmagrube bei Birtultau im Rybniker Bergrevier ist zur Aufschließung neuer Feldesteile ein Querschlag in südlicher Richtung aufgeföhren worden, durch den in einer Länge von 1400 m mehrere bauwürdige Flöze erschlossen wurden. Auf dem Steinkohlenbergwerk Johann Jakob in demselben Reviere ist eine neue Wäsche zur Aufstellung gelangt, die in der Schicht 125 bis 150 t gewaschene Kohle liefern kann.

Handel und Gewerbe befinden sich in Oberschlesien und besonders im oberschlesischen Industriebezirk in rechter Blüte. Der Kaufmann macht ein ziemlich zufriedenstellendes Geschäft, die Haltung des Zuckermarktes war im Februar schwankend, doch wertet der Artikel ganz bedeutend höher, es ist sogar noch eine weitere Preissteigerung zu erwarten. Der Preis für Kaffee war normal. Die Preise für Reis scheinen zurückgehen zu wollen. Das Geschäft in Heringen war ruhig, in Petroleum unverändert, in Schmalz bei sehr fester Tendenz lebhaft. Gewerbetreibende und Handwerker kommen bei ernstem Willen und tüchtiger Arbeit stets auf ihre Rechnung. Für Hebung des Handwerks wirkt mit allen Kräften die Handwerkskammer für den Regierungsbezirk Oppeln, deren Verhandlungen auf der am 4. Februar in Oppeln stattgefundenen Vollversammlung einen gedeihlichen Verlauf nahmen.

Bezüglich der Verkehrsmittel in Oberschlesien sind auch während des Monats Februar Fortschritte zu verzeichnen. In Jägerndorf fand eine Sitzung der Gemeindevertretung statt zwecks Förderung des geplanten Bahnbaues Jägerndorf—Katscher; Regierungsbaumeister Laschinski erläuterte bei dieser Gelegenheit an der Hand des gesammelten Materials die Vorteile des Bahnbaues und gab eine detaillierte Rentabilitätsberechnung. Die neue Grenzdorbrücke zwischen Koblau und Hruschau ist eröffnet worden; aus diesem Anlasse ist dem k. k. Bezirkshauptmann und Landesregierungsrat Werlik in Freistadt (Österreich-Schlesien) der Rote Adler-Orden III. Klasse, und dem Bürgermeister und Notar Dr. Ott in Oderberg der Kronen-Orden III. Klasse verliehen worden. In Ratibor ist die neue Oderbrücke fast fertig gestellt; über dieselbe soll die Gas- und Wasserleitung nach dem Stadtteile Plania geführt werden. Im Coseler Oderhafen

hat sich infolge des gesteigerten Verkehrs das Bedürfnis herausgestellt, die Logis- und Erfrischungsräume zu vermehren und die bestehenden teilweise zu erweitern; nach Erbauung des Hafenhôtels und Vergrößerung des Filuscher Restaurants wird ein zweites Hotel errichtet werden. Die dem Strombau-fiskus gehörige Fähre bei Alt-Cosel, welche den Verkehr zwischen den Dörfern diesseits und jenseits der Oder bei Cosel vermittelt und bisher an die Gemeinde Landsmierz verpachtet war, übernimmt der Fiskus in eigene Regie.

Die Landwirtschaft fängt bereits mit den Vorbereitungen für die Frühjahrsarbeiten an, Sämereien, Steckkartoffeln, Kunstdünger u. s. w. werden bestellt, die Gärtner bringen ihre Frühbeete in Ordnung. Mit großer Sehnsucht sieht der Landwirt dem Zeitpunkte entgegen, wo der Winter schwindet und die Bestellungen in Garten und Feld beginnen können. Die Marktpreise für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse in den verschiedensten Plätzen Oberschlesiens schwankten im Februar ziemlich bedeutend; sie bewegten sich für 100 Kilogramm Weizen zwischen 15,80 bis 18,00 Mark, Roggen 12,40 bis 14,50 Mark, Gerste 11,80 bis 14,00 Mark, Hafer 10,80 bis 12,80 Mark, Kartoffeln 5,20 bis 5,60 Mark, Heu (50 Kilogramm oder 1 Zentner) 2 bis 3 Mark, Stroh (das Schock) 14,80 bis 33,60 Mark, Butter ($\frac{1}{2}$ Kilogramm oder 1 Pfund) 0,90 bis 1,30 Mark. Daß der Landwirt heute in theoretischer Beziehung recht rührig sein muß, wenn er sich behaupten will, weiß bereits auch der kleine Grundbesitzer. Mit großer Genugtuung kann man daher die segensreiche Arbeit in den vielen landwirtschaftlichen Vereinen, deren Zahl erfreulicherweise beständig zunimmt, wahrnehmen. In verschiedenen solchen Vereinen hat der Direktor Arndt von der landwirtschaftlichen Winterschule in Tarnowitz, ein mit den ober-schlesischen Verhältnissen sehr genau vertrauter Mann, lehrreiche und durchaus populäre Vorträge gehalten, deren Vorzug hauptsächlich darin besteht, daß sie auch dem allereinfachsten und wenig gebildeten ober-schlesischen Landwirt verständlich sind. Der landwirtschaftliche Verein Leobschütz veranstaltete einen Saatenmarkt; die Ausstellung war reichlich mit Saatgetreide, Sämereien, Saatkartoffeln, Blumen, landwirtschaftlichen Maschinen, Dünger- und Futtermitteln besetzt; die Aussteller erhielten viele Aufträge. Ein nachahmenswertes Beispiel hat der landwirtschaftliche Kreisverein Falkenberg dadurch gegeben, daß er am 23. Februar eine Gesindeprämierung vornahm; der Vorsitzende Graf Pückler-Burghaus überreichte sechs landwirtschaftlichen Dienstboten mit anerkennenden Worten eine Geldprämie von je 15 Mark und je ein Diplom; schließlich wurden diese treuen Dienstboten auf Kosten des Vereins reichlich bewirtet. Verschiedene Rittergüter Oberschlesiens sind in den Besitz der Berliner

Landbank übergegangen, welche dieselbe in kleinere Rentengüter aufteilt und mit deutschen Landwirten besiedeln wird.

Der oberschlesische Kunst- und Handelsgärtnerverein hat auf seiner in Ratibor stattgefundenen Generalversammlung beschlossen, im April d. J. an Opperlner Schulkinder Topfpflanzen zur Pflege zu verteilen und eine Ausstellung der von den Kindern gepflegten Blumen im September zu veranstalten; damit soll gleichzeitig eine allgemeine Dahlienschau verbunden werden. In Bezug auf die Blumenpflege durch Schulkinder hat der Ratiborer Gartenbauverein, der an 240 Schulkinder Topfpflanzen zur Pflege verteilt hat, sehr gute Erfahrungen gemacht; die jugendlichen Pflegerinnen ließen mit wenigen Ausnahmen ihren Schützlingen eine sehr sorgfältige Pflege angedeihen; auch Knaben sollen Pflanzen zur Pflege erhalten. Diese Einrichtung ist von außerordentlich erzieherischem Wert und verdient die weiteste Verbreitung. In Opperln und auch anderwärts beginnt bei der Bürgerschaft sich ein lebhaftes Interesse für die Anlage von Mietsgärten zu regen, die wohl auch den Namen „Schrebergärten“ führen nach dem 1861 verstorbenen Leipziger Arzte Dr. Schreiber, der aus Humanitäts- und wirtschaftlichen Gründen die Anlagen solcher Gärten zuerst anregte. Am 28. Februar hielt im Gartenbauverein Beuthen Obergärtner A. Gruschka-Borsigwerk einen Vortrag über Arbeitergärten im oberschlesischen Industriebezirk; für unsere oberschlesische Heimat sind die Arbeitergärten von nicht zu unterschätzender Bedeutung in hygienischer, ökonomischer und sozialer Beziehung; sie haben sich bereits hier und da Eingang verschafft.

Theater, Volksbibliotheken, Elternabende, Volksunterhaltungen und manche andere soziale Einrichtungen und Vereinigungen, von maßgebender Seite auf's eifrigste gefördert, setzten auch während des Februars ihre Kulturarbeit fort. Dem Ausbau des Volksschulwesens in Oberschlesien ist bekanntlich u. a. der Lehrermangel und die Landflucht der Lehrer sehr hinderlich. Mehr und mehr bricht sich daher die Meinung Bahn, daß solchen, die Volksschule arg schädigenden Mißständen nur durch möglichst gleichmäßige Besoldung der Lehrer in Stadt und Land wirksam gesteuert werden kann. In Königshütte und Myslowitz wird je eine Kreis Schulinspektorstelle errichtet werden. In Beuthen ist die Errichtung einer Hilfsschule für schwach begabte Kinder beschlossen worden. Zum Bau der Töchterchule in Klein-Zabrze hat Fürst Henckel einen Beitrag von 3000 Mark gespendet. Das Fortbildungsschulwesen in Oberschlesien macht sichtlich Fortschritte. Im Kreise Tarnowitz allein bestehen 27 ländliche Fortbildungsschulen, in denen junge Leute vom 14. bis zum 20. Lebensjahre wöchentlich 4 Stunden

praktischen Unterricht zur Fortbildung in ihrem Berufe erhalten. Das Wachstum dieses Schulzweiges im Kreise Tarnowitz ist vornehmlich ein Werk des Landrats von Schwerin, der in seinem Kreise auf sozialem Gebiete nach jeder Richtung hin ganz hervorragend tätig ist. Oberpräsident Graf Jedliß-Trützschler besuchte drei dieser Schulen im Tarnowitzer Kreise, nämlich die zu Rudy-Diekar, Radzionkau und Naßlo und überzeugte sich von dem Betriebe und den Erfolgen in den oberschlesischen Fortbildungsschulen. Das Kuratorium der kaufmännischen Fortbildungsschule in Myslowitz hat beschlossen, den Unterricht nicht mehr an den Abenden, sondern an 2 Nachmittagen stattfinden zu lassen; dadurch werden die unterrichtlichen Erfolge entschieden viel bessere sein. In der Schule zu Ober-Lagiewnik befindet sich eine Handfertigkeitsschule. Nun wird dort auf Anregung des Landrats Dr. Lenz-Beuthen auch noch eine Kochschule eingerichtet werden; der Unterricht wird an vier Wochentagen in vier Abteilungen erteilt und ist obligatorisch. An demselben werden die Mädchen der obersten Klassen aus Lagiewnik und Hubertushütte teilnehmen; die Kosten trägt zum großen Teile der Kreis. — Auf dem Gebiete der Fürsorge ist man in Oberschlesien recht rührig. Auf Vorschlag des Landrats des Kreises Jabrze werden zur Unterstützung der Waisenträte Damen als Waisenspflegerinnen in Tätigkeit treten; ihre Mission soll hauptsächlich darin bestehen, die Erziehung der Waisen, besonders der unehelichen Kinder zu überwachen und über Mängel dem zuständigen Waisenvat Mitteilung zu machen. Auf der Königsgrube, deren Betriebe mannigfache Wohlfahrtseinrichtungen für die Bergleute angegliedert sind, wird eine neue Wohlfahrtseinrichtung hinzugefügt, eine Kleinkinderbewahranstalt; vor nicht langer Zeit ist dort auch eine Haushaltungsschule für erwachsene Töchter der Bergleute errichtet worden; diese Anstalt ist lebhaft besucht und übt ihren guten Einfluß in reichem Maße aus. Der Verein „Volkswohl“ in Siemianowitz unterhält ein Jugendheim und bezweckt dadurch die Erziehung der aus der Schule entlassenen jungen Leute zu braven und königstreuen Männern. Am 13. Februar wurde in Tarnowitz das Volksheim für Oberschlesien in Gegenwart des Oberpräsidenten und des Regierungspräsidenten eingeweiht. Der Zweck desselben ist: dem Volke eine Stätte zu bieten für seine sittliche und geistige Fortbildung; diese soziale Fürsorge soll den breiten Schichten der Bevölkerung zu gute kommen; dort soll sich die Jugend versammeln zu Spiel und Belehrung, dort soll Volksbildung und Erziehung gefördert werden durch Vorträge und Unterhaltungen. Das Volksheim ist für Oberschlesien zwar ein neues, aber sehr erwünschtes und hoffentlich segensreiches Unternehmen.

Die Pflege der Wissenschaft, Musik und Kunst findet in Ober-

schlesien viele Freunde und Vertreter. In den höheren Bildungsvereinen werden wissenschaftliche Vorträge gehalten. Die Vereinigung Schlesischer Bücherfreunde¹⁾, die ihren Sitz in Breslau hat und daselbst allmonatlich eine Sitzung in den Räumen des Schlesiſchen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer abhält, findet auch im oberſchleſiſchen Gau mehr und mehr Freunde. Der 12. Februar d. J., der 100. Todestag Emanuel Kants, wurde an vielen Orten würdig gefeiert; so entwarf in der Philomathie zu Gleiwitz Rabbiner Dr. Münz ein anschauliches Bild von dem Leben und der übermächtigen Denkerarbeit des Königsberger Weisen. Am 6. Februar fand in Königshütte eine Sitzung der Mitglieder des Kuratoriums des oberſchleſiſchen Volkstheaters und der Interessenten statt, der auch der Oberpräsident und der Regierungspräsident nebst zwei Regierungsräten beiwohnten; beschlossen wurde die Weiterzahlung der dem oberſchleſiſchen Volkstheater von der Regierung gewährten Beihilfe auch für die kommende Saison, die Leitung wurde wieder dem bisherigen Direktor Hans Winter übertragen. Die Stadt Kattowitz beabsichtigt ein neues Stadttheater zu bauen, falls die königliche Regierung zu den Baukosten eine Beihilfe und auch laufende Unterstützungen für das Theater selbst zusichert. Ein erfreuliches Entgegenkommen bei allen beteiligten Kreisen findet der Versuch der Breslauer Künſtlerschaft, ihre Bestrebungen in das oberſchleſiſche Gebiet zu tragen. Am 15. Februar fand in Beuthen eine von dem dortigen Oberbürgermeister Dr. Brüning einberufene Versammlung statt zur Beratung über die von der Vereinigung Breslauer Künſtler angeregte Frage einer Kunstausstellung in Oberſchlesien. Erschienen waren zu dieser Versammlung die Landräte der Kreise Beuthen und Gleiwitz, Vertreter der Städte des Industriebezirks, eine Anzahl Herren aus Beuthen und eine Abordnung der Breslauer Künſtlerschaft. Nachdem Zweck und Ziel einer derartigen Ausstellung dargestellt worden waren, wurde beschlossen, die erste Ausstellung, die sich auf Gemälde und Skulpturen beschränken und zunächst noch das Kunstgewerbe ausschließen soll, Anfang Mai d. J. in Beuthen zu veranstalten. Die maßgebenden Persönlichkeiten versprachen zu dem Unternehmen ihre tätige Mithilfe bei Schaffung eines Garantiefonds.

Auf kommunalem Gebiete hat sich mancherlei zugetragen, wovon nur einiges hervorgehoben werden mag. Am 2. Februar hielt der Vorstand des oberſchleſiſchen Städtetages in Neisse eine Sitzung ab;

¹⁾ Dem Vorstande der Vereinigung Schlesischer Bücherfreunde gehören an: Professor Dr. Wasner, Vorsitzender, Rechtsanwalt Graumann, stellvertretender Vorsitzender, Julius Braun, Schriftführer, Dr. Koer-Buchwald, Direktor Dr. Erman, Direktor Dr. Janitsch, Professor Dr. Markgraf.

da der erste Vorsitzende Oberbürgermeister Engel-Neustadt zum 1. April d. J. seine Pensionierung nachgesucht hat und infolgedessen aus dem Vorstande des oberschlesischen Städtetages ausscheidet, so wurde an seine Stelle Oberbürgermeister Warmbrunn-Neisse zum Vorsitzenden gewählt und zum zweiten Vorsitzenden Oberbürgermeister Bernert-Ratibor. Zum 1. April scheidet auch Oberbürgermeister Pagels-Oppeln aus dem Vorstande aus. Ebenso hat sich in Kattowitz der zweite Bürgermeister Kosch entschlossen, infolge seiner angegriffenen Gesundheit in den Ruhestand zu treten. In Königshütte wurde am 1. Februar zum besoldeten Stadtrat der Magistratsassessor Friedrich Schmidt aus Breslau eingeführt. In Pitschen steht der Beigeordnete H. Wünschirs bereits 50 Jahre in städtischen Ehrendiensten; Landrat von Damnitz-Kreuzburg überreichte dem Jubilar den Allerhöchst verliehenen Kronen-Orden IV. Klasse; darauf wurde der Gefeierte, der bereits zum dritten Male zum Beigeordneten wiedergewählt worden ist, als solcher eingeführt. Die Ortschaften Mikultschütz und Pilzendorf werden zwecks Wasserversorgung an die fiskalische Leitung Jawada-Jabrze angeschlossen; mit der Ausarbeitung des Projekts für die Anschlüsse und Leitungssätze ist königlicher Baurat Jose-Jabrze beauftragt worden. — Schwer heimgesucht wurde die Gemeinde Dziergowitz im Kreise Cosel durch eine Feuersbrunst am 15. Februar, durch welche binnen wenigen Stunden 10 Gehöfte vollständig in Asche gelegt wurden, fast nichts konnte gerettet werden; bedauerlicher Weise waren die Betroffenen mit Mobilar und Erntevorräten nicht versichert. Bei dem Brande übernahm Landrat Ritter von Hauenschild-Cosel die Oberleitung der Löscharbeiten. 30 Erwachsene und 38 Kinder wurden obdachlos. Die sofort eingeleitete Hilfsaktion war von den schönsten Erfolgen begleitet; noch jetzt gehen reichliche Spenden für die Dziergowitzer Abgebrannten ein. Die Hilfsbereitschaft in solchen Lagen auch seitens der minder Begüterten ist eine rühmensewerte Eigenschaft des Oberschlesiers.

Ein recht erfreuliches Bild gewährt das Sparkassenwesen in Oberschlesien. Im Regierungsbezirk Oppeln bestehen 42 öffentliche Sparkassen, 23 städtische Sparkassen, 1 Gemeindeparkasse und 18 Kreissparkassen. Die 23 städtischen Sparkassen sind in Beuthen, Friedland, Gleiwitz, Grottkau, Katscher, Kattowitz, Königshütte, Krappitz, Kreuzburg, Leobschütz, Myslowitz, Neisse, Neustadt, Oberglogau, Oppeln, Ottmachau, Patschkau, Pitschen, Ratibor, Rosenberg, Rybnik, Sohrau und Ziegenhals. Die einzige Gemeindeparkasse ist in Beneschau im Kreise Ratibor. Von den 19 Landkreisen besitzt nur Neisse keine Kreis-Sparkasse. Mehrere von den Kreis-Sparkassen haben Filialen oder Nebenkassen, ebenso Sammel- und Annahmestellen.

Die Ausgabe von Sparkassenbüchern bei sämtlichen Kassen belief sich auf 32276, die Zurücknahme auf 24039, im ganzen sind somit 8257 Sparkassenbücher mehr ausgegeben als zurückgenommen worden. Die Spareinlagen betragen zusammen 126 666 432,75 Mark. Der Zuwachs durch Zinszuschreibung 5 790 567,54 Mark und durch Neueinlagen 36 419 855,22 Mark, zusammen betrug also der Zuwachs 40 210 422,76 Mark. Rückzahlungen wurden insgesamt geleistet 29 744 684,86 Mark. Hiernach betrug der Zuwachs 10 465 737,90 Mark mehr, so daß die Spareinlagen am Ende des Berichtsjahres sich auf 137 132 170,65 Mark beliefen. Die Reservefonds betragen 9 488 258,28 Mark. Aus den Reservefonds bzw. den Überschüssen sind zu öffentlichen Zwecken verwandt worden seit dem Bestehen der Kassen 2 207 744,80 Mark, im letzten Jahre 242 924,96 Mark. — Ein nicht minder erfreuliches Bild gibt der 43. Rechenschaftsbericht des Vorschußvereins in Cosel für das Kalenderjahr 1903. Nach diesem uns vom Vorstande übersandten Bericht hat der Verein 2402 Mitglieder, der Umsatz belief sich während des abgelaufenen Jahres auf über 34 Millionen Mark, der Nettogewinn betrug 27 575 Mark 72 Pfg.

In gesellschaftlicher Beziehung hat sich nichts Außergewöhnliches ereignet. Die meisten Magnatenfamilien nahmen in dieser Zeit Aufenthalt in Berlin, um dort an den Hof- und sonstigen größeren Festlichkeiten teilzunehmen oder selbst welche zu veranstalten. Die Faschingszeit bringt eine Fülle von Vergnügungen und gesellschaftlichen Veranstaltungen mit sich. Dieselben sind nicht ohne Einfluß auf den Konsum von Delikatessen und Nahrungsmitteln. Bei großen Dinners und Soupers meinte man manchmal schon mitten im Frühling zu sein; denn neben hervorragenden Delikatessen, wie frischen Treibhausbeeren, Pflaumen, Pfirsichen fand man schöne frische Gurken, frischen Spargel als zartes Frühlingsgemüse u. s. w. In den Tagen des Frohsinns ist alles, was nicht durch Trauer abgehalten ist, fröhlich mit Pauken und Trompeten und Flöten und mit — Tanzen. Merkwürdig, daß die Fröhlichkeit und Lebenslust fast allen Menschen in die Beine fährt! Alle Völker widmen dem Kultus des freundlichen Sorgenbrechens ihre besondere Sorgfalt, betrachten diesen Kultus gleichsam als eine soziale Pflicht, der sie gewissenhaft nachkommen müssen. So genießt denn auch der Oberschlesier die schönen und lustigen Tage des Karnevals in vollen Zügen. Zweifellos bringt die Karnevalszeit für hoch und niedrig, reich und arm, eine Menge Feste mit sich, die mehr oder minder großartig angelegt sind und viele Geldkosten und manchen unangenehmen gesellschaftlichen Zwang auferlegen. Schon öfter sind von verschiedenen Seiten, auch von Allerhöchster Stelle, Stimmen gegen die Auswüchse unserer Geselligkeit laut geworden. Dieser warnende Ruf hat

nicht nur manche Zustimmung gefunden, sondern er ist auch nicht ohne praktische Wirkung geblieben. Ein besonders bemerkenswertes Beispiel dieser Wirkung haben die Mitglieder der Regierung zu Oppeln gegeben; dieselben haben sich aus eigenem Antriebe zwecks Vereinfachung ihres gesellschaftlichen Verkehrs zu einer Vereinigung zusammengeschlossen, welcher auch der Regierungspräsident beigetreten ist. Die Führung dieser Vereinigung übernahm Regierungsrat Dr. Küster. Zwischen den Mitgliedern ist der konventionelle Verkehr aufgehoben, so daß es fortan zur Anknüpfung und Pflege ihrer gegenseitigen Beziehungen weder einer Einladung noch der Annahme einer solchen, wenn sie etwa ergeht, oder ihrer Erwiderung bedarf und jede Form einer etwaigen Erwiderung anerkannt wird. Andererseits sollen zur Vermeidung einer Auflösung der Geselligkeit in bloßen Gruppenverkehr und zur Anbahnung näherer Beziehungen zwischen allen Mitgliedern im Laufe des Jahres einige einfache gemeinsame feste stattfinden, die in der Regel ein einfaches Abendessen mit nachfolgendem Tanz bieten werden. Gewiß ein Beispiel zur Nachahmung!

— Von Ernennungen, Versetzungen u. s. w. seien hervorgehoben: Zu Palastdamen der Kaiserin wurden ernannt die Herzogin von Ratibor, geb. Gräfin Breunner-Enkevoirth, und die Fürstin zu Fürstenberg, geb. Gräfin von Schönborn-Buchheim, Departementstierarzt Dr. Arndt in Oppeln ist als solcher nach Berlin versetzt; an seine Stelle tritt der Veterinär, technischer Hilfsarbeiter im Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Departementstierarzt Bernbach. Dem Regierungs- und Schulrat Pfennig in Oppeln ist der Charakter als Geheimer Regierungsrat verliehen worden. Pfarrer Klaszka in Myslowitz ist vom Kardinal zum Erzpriester ernannt worden. Bürgermeister Kremser in Cosel, der bereits 25 Jahre dem Vorstande des dortigen Vaterländischen Frauenvereins angehört und darin segensreich gewirkt hat, wurde unter Überreichung eines entsprechenden Diploms zum Ehrenvorsitzenden des Vereins ernannt. Zum Postdirektor in Neisse wurde der Postinspektor Schliwa aus Königsberg ernannt, ein Sohn des Königl. Hüttenmeisters Schliwa in Poliwoda bei Malapane. Bergassessor Sachse aus Halle ist in die Dienste der Bergverwaltung der Königs- und Lauraöhütte getreten; er wird die Direktorstelle der neu eröffneten Dubensko-grube übernehmen.



Bücherbesprechungen.

Dr. A. Sachs. Privatdozent an der Universität Breslau. Die Bildung der ober-schlesischen Erzlagerstätten. Stuttgart 1904 (Separat-Abdruck aus dem Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie).

Die Eisenindustrie Oberschlesiens blickt auf eine Reihe von Jahrhunderten zurück. Wenn auch häufig nicht nur heute, sondern auch schon in alter Zeit aus der Fremde eingeführte Eisenerze hier zur Verwertung gekommen sind, ist es doch eine bekannte Tatsache, daß Oberschlesien selbst an Eisenerzen sehr reich ist. Über die Entstehung dieser Eisenerze herrscht in der Wissenschaft noch lange keine Einigkeit. Der oben angezeigte Aufsatz ist ein neuer Versuch, diese Frage der Lösung näher zu bringen. Der Verfasser faßt seine Ansichten, die von den bisher verbreiteten zum großen Teil abweichen, in folgende vier Sätze zusammen: 1. die ober-schlesischen Erzlagerstätten sind in ihrer jetzigen Form epigenetisch. 2. Die Erzführung erfolgte von obenher durch Konzentration des ursprünglich fein verteilten Erzgehaltes. 3. Die Dolomitisierung des Nebengesteines erfolgte gleichzeitig mit der Zuführung der Eisen-, Zink- und Bleierzlösungen. 4. Für die Anreicherung der Erze an Klüften kann man die Bernhardtische Reduktionstheorie heranziehen, nämlich daß die Reduktion der Sulfate zu Sulfiden durch die Entgasungsprodukte der Steinkohlenveranlaßt sei.

Schlesien an der Schwelle und am Ausgange des XIX. Jahrhunderts. Festrede, an der Hundertjahrfeier der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur am 17. Dezember 1903 gehalten von Prof. Dr. J. Partsch. Kommissionsverlag von Wilh. Gottl. Korn in Breslau. 14 Seiten.

Der vorzüglichste Kenner Schlesiens hat in der schönen Sprache, die man an ihm gewöhnt ist, und mit einer Eleganz, die selbst statistischen Angaben durch packende Gruppierung und Verwendung jede Trockenheit zu nehmen versteht, in der am 17. Dezember des verflossenen Jahres gehaltenen Rede den Zuhörern ein fesselndes Bild von dem entworfen, was Schlesien am Beginn des 19. Jahrhunderts gewesen und am Ende desselben geworden ist. Man muß dem Verfasser Dank dafür wissen, daß er diese seine Rede durch Veröffentlichung in der Form einer Broschüre auch denen zugänglich gemacht hat, die dem gesprochenen Wort zu lauschen keine Gelegenheit gehabt haben. Hier einige von den Worten, die Partsch unserem Oberschlesien widmet: „Auch an Oberschlesien trat das neue Zeitalter des Schnellverkehrs und der technischen Erfindungen nicht sanft und einschmeichelnd heran. Die erschütternde Katastrophe der großen Hungertyphusepidemie allerdings stand außer Verbindung mit diesem Umschwung; sie war gerade eine Folge der Verkümmern eines verkehrsarmen, überfüllten Gebietes in niedrigem Kulturzustand. Das dortige Elend war durchaus ein Schatten der alten Zeit, nicht ein Vorbote der neuen. Diese rüttelte

die in etwas gemächlichem Gange bescheidene Ziele verfolgende Montanindustrie Oberschlesiens auf zur Teilnahme am Wettbewerb im Weltenverkehr. Der Zustrom billigen schottischen Roheisens schien die einheimische Eisengewinnung erdrücken zu wollen. Erst die Notwendigkeit der Gegenwehr belehrte den oberschlesischen Berg- und Hüttenmann über die natürliche Stärke seiner Stellung. Kein Landesteil verfügte über günstigere Bedingungen für den siegreichen Eintritt in die neu anbrechende Zeit besügelten Verkehrs, erhöhten Eisenbedarfs, vielseitigster Verwertung aller Stoffe, die dem Boden entsteigen. Insbesondere sind die unter ungewöhnlich günstigen Bedingungen der Ausbeutung sich anbietenden, auf Jahrtausende unerschöpflichen Kohlenlager Oberschlesiens die festeste Stütze der industriellen Zukunft unseres Landes. Auch wir haben in diesem Punkte ein Recht von „unbegrenzten Möglichkeiten“ zu reden. Aber warum an ihrer Ausmalung die Kraft versuchen, die selbst der würdigen Darstellung des gegenwärtigen Zustandes nicht gewachsen ist?“

Chronik.

15. **Februar.** Feierliche Einweihung des Volksheims in Tarnowitz in Gegenwart des Oberpräsidenten der Provinz Schlesien.
20. **Februar.** Die Schlef. Zeit. meldet: Ein Volkspark wird vom Bergfiskus für die Gemeinde Zaborze angelegt, da der Wald zu Bruche geht und der ganze Waldbestand in nicht mehr ferner Zeit niedergelegt wird. Der Fiskus hat ein 50 Morgen großes Terrain an der Kronprinzenstraße bis zum Ortsteil Poremba für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. Der Plan ist vom Garteninspektor Kynast aus Gleiwitz entworfen worden.



Redaktion Dr. E. Zivier, Pleß O.S.

Druck und Verlag von Gebrüder Böhme, Buch- und Steindruckerei, Kattowitz O.S.





